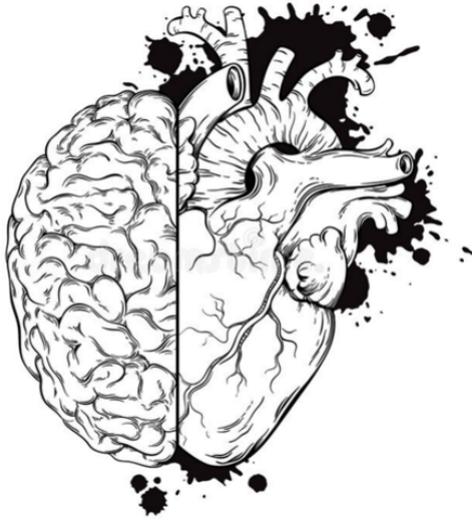


## Gedanken über die Natur des Menschen



Klaus Eck



## **Inhaltsverzeichnis**

Prolog.....	5
Einleitung.....	7
Kapitel 1: Wie sind wir?.....	11
Indische Philosophie (Samkhya) .....	15
Griechische Philosophie.....	17
Die Renaissance .....	22
Die Aufklärung.....	24
Klassische Deutsche Philosophie .....	25
Kapitel 2: Warum sind wir so? .....	67
Kapitel 3: Machen wir uns selbst was vor?.....	125
Kapitel 4: Was übersehen wir? .....	149
Kapitel 5: Was noch hinzukommt... ..	177
Schlussbemerkung .....	192



## Prolog

*Ein Skorpion wartet am Ufer eines breiten Flusses und überlegt, wie er auf die andere Seite des reißenden Stromes kommen könnte. Da entdeckt er einen Frosch im Wasser, der gerade den Fluss überqueren möchte.*

*„Hallo Frosch“ sagt der Skorpion, „ich möchte gerne an das andere Ufer, aber ich kann leider nicht schwimmen. Aber ich habe eine Idee: Ich könnte mich doch auf Deinen Rücken setzen und du schwimmst mit mir auf das andere Ufer hinüber.“*

*„Bin ich lebensmüde?“, fährt der Frosch ihn an. „Das Erste was Du machen wirst, ist mich mit Deinen Giftstachel stechen und dann sterbe ich.“*

*„Nein, denk doch mal nach!“, beruhigt ihn der Skorpion. „Angenommen Du schwimmst mit mir über den Fluss und ich würde Dich stechen, sterbe ich ja selbst, da ich nicht schwimmen kann. Es kann Dir also gar nichts passieren!“*

*„Na gut“, sagt der Frosch, „vielleicht hast Du ja recht. Also setz Dich auf meinen Rücken und ich bringe Dich ans andere Ufer. Aber halte Dich an Dein Versprechen!“*

*Der Skorpion setzt sich also bequem auf den Rücken des Frosches und der Frosch schwimmt los. In der Mitte des Flusses angekommen, sticht der Skorpion plötzlich und unerwartet zu. Der Frosch gerät in Panik und kann es nicht fassen, dass der Skorpion ihn gestochen hat.*

*„Du weißt doch, dass ich jetzt untergehen und sterben werde!“, ruft er mit letzter Kraft. „Wir sind noch sehr weit vom anderen Ufer entfernt. Du kannst nicht schwimmen und wirst auch untergehen. Warum hast Du das nur getan?“*

*„Weil ich ein Skorpion bin“, antwortet der Skorpion ganz ruhig,  
"es liegt in meiner Natur."*

## Einleitung

Sind wir Opfer unserer Gewohnheiten und unseres Unterbewusstseins? Möglicherweise unseres genetischen Codes, den wir zwar meinen, entschlüsselt zu haben aber ihn anscheinend nicht wirklich verstehen und somit auf Deutungen und kruden Theorien ausweichen? Oder entscheiden wir selbst, was wir tun? Bewusst, verantwortungsvoll, aufs Allgemeinwohl ausgerichtet und klar?

Wir Menschen sind keine Skorpione. "Unser Denken, Fühlen und Handeln wird kaum von genetischen Programmen gesteuert.", ist eine weitverbreitete und allgemeine richtige Aussage über uns. Wie wir denken, fühlen und handeln, haben wir gelernt, meinen wir; aber was wir gelernt haben, können wir auch wieder verlernen, oder?

Wir müssen also nicht das Opfer unserer Vergangenheit oder vergangener Erfahrungen sein, meinen wir. Wir können uns davon befreien, ist unser Glaube. Wenn wir mit uns, unserem Verhalten oder der Art, wie wir fühlen, unzufrieden sind, dann können wir heute beginnen, unser Denken, Fühlen und Handeln zu verändern. Voraussetzung für die Selbstveränderung ist jedoch, dass wir die Verantwortung für uns und unsere Gefühle übernehmen und nicht, wie der Skorpion, unser Verhalten damit entschuldigen, dass wir nun mal so sind, wie wir sind und daran nichts ändern können. Aber bedeutet das nicht auch, dass wir zu aller erst einmal verstehen sollten, wie wir nun wirklich sind? Denn wenn wir uns ändern können, müssen wir zuerst uns selbst erkennen. "Nosce te ipsum" oder auch "temet nosce" (Erkenne dich selbst) ist ein Ausspruch aus der schon ganz frühen

Zeit der Philosophie; wenn wir genau hinschauen, finden wir ihn jedoch noch sehr viel früher, wie beispielsweise bei den alten Griechen und dem Orakel von Delphi.

Diese Zeit war eine gedanklich spannende Zeit, vermischten sich doch althergebrachter Götterglaube mit dem ersten Auftreten philosophischer Gedanken. Noch heute zehren wir davon, und nicht erst seit Descartes vollmundigem Ausspruch "Cogito ergo sum" (Ich denke, also bin ich) meinen wir, uns selbst zu verstehen - zumindest immer mehr und mehr.

Wir können uns ändern. Ja, das können wir. Wir sind unseren Gefühlen und unseren Gewohnheiten nicht ausgeliefert. Wir haben darauf Einfluss, wie wir uns fühlen. Und auch das stimmt; das soll hier in diesen Ausführungen auch nicht in Frage gestellt werden. Untersucht werden soll allerdings hier, was uns wirklich antreibt, was uns umtreibt, was unweigerlich determiniert ist und was nicht, was uns mitgegeben worden ist auf mannigfaltigen Wegen wie stammesgeschichtlich, evolutionär, genetisch, kulturell, historisch und systemisch.

Die philosophische Anthropologie unserer heutigen Zeit kommt zunehmend auch auf unser Thema wieder zu sprechen. "Zu den Gründen dafür gehören die Fortschritte der modernen Biowissenschaften und die mit ihnen verbundenen und ebenso rasch voranschreitenden praktischen Möglichkeiten der Biotechnologie. Durch die letzteren ist nicht nur die Welt des Lebendigen außerhalb des Menschen, sondern auch dessen biologische Ausstattung in einem präzedenzlosen Maße technisch verfügbar geworden.", heißt es bei Kurt Bayertz, seines Zeichens Philosoph und Hochschullehrer.

Doch ist das so? Diesem und vielen weiteren sogenannten Beweisen, Evidenzen, Selbstverständlichkeiten und Vermutungen wollen wir hier gemeinsam nachgehen - und möglicherweise ein Bild von uns selbst entwerfen, das so gar nicht richtig zu uns passen will; oder doch?



## Kapitel 1: Wie sind wir?

...mehr noch: Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Können wir intuitiv als sprechende Naturwesen mehr über unsere Natur wissen als die Hirnphysiologen, Physiker oder Evolutionstheoretiker, für die wir ein Gefüge von Vernetzungen sind?

Gibt es eine Natur des Menschen, auf die wir bei der Frage nach dem Menschen zurückgreifen können, oder gibt es nur reduktionistische und evolutionistische Erklärungsmodelle, sodass über den Menschen nur in Begriffen des Nichtmenschlichen gesprochen werden kann? Kann die Philosophie etwas über das Ganze des Menschen sagen, oder gilt der abgewandelte Satz des Protagoras, dass die menschliche Wissenschaft das Maß aller Dinge ist?

Ich spreche hier insbesondere von der "Natur" des Menschen in einem Sinne, die eben nicht "künstlich" ist, sondern die einerseits eine Essenz, die uns zu dem machte, was wir sind und andererseits etwas kontinuierlich Gewachsenes in uns darstellt, dem wir uns noch nicht oder zumindest nicht wirklich gestellt haben.

Selbstverständlich liegt der Natürlichkeit der Dinge eben jene Künstlichkeit gegenüber, die das eine vom anderen grundlegend unterscheidet: das Natürliche als von der Natur gegeben, und das Künstliche als geschaffen, sei es vom Menschen oder sonst wem, der etwas geschaffen hat, was sowohl im gewissen Maße Tiere sein können aber auch die spirituelle und science-fictionäre Sicht nicht ausschließt: Götter oder Außerirdische.

Die Unterscheidung zwischen natürlich und künstlich

ist für die meisten Menschen eine moralisch-ethische. Natürlich ist authentisch und ursprünglich gut. Künstlich hingegen ist gekünstelt, unecht, manchmal fast Betrug.

Gibt es eine Grenze zwischen Mensch und Natur? Wie kann ich diese Grenze auflösen? Lebt die Natur wie der Mensch? Kann ich die Natur kontrollieren? Und wie beeinflusse ich durch meine Anwesenheit den Raum? Schon bei Aristoteles, aber auch weiterführend bei Hume oder Mill ist in der Geschichte der europäischen Philosophie bemerkt und herausgearbeitet worden, dass der scheinbar harmlose Begriff "Natur" nicht nur für unseren Untersuchungsgegenstand, sondern ganz pauschal auch im Allgemeinen schwierig und mehrdeutig ist.

Für unseren Zusammenhang liegt es nahe, unter diesem Begriff alle diejenigen Eigenschaften zusammenzufassen, die dem Menschen ohne sein eigenes Zutun zukommen. Dies ist intuitiv plausibel, denn wir unterscheiden auch im Alltag zwischen dem, was an uns einfach so ist, wie es ist (dass wir zum Beispiel eine Haut oder ein Herz haben) und den Veränderungen, die wir an uns vornehmen (den Tätowierungen oder dem Herzschrittmacher). Das eine kommt uns "von Natur aus" zu, das andere nicht. Das eine ist "natürlich", das andere "künstlich". Um aber nicht zu weit auszufern, wollen wir uns hier auf die Bereiche der irdischen Natur und des Menschen beschränken - und wir werden sehen, dass wir damit schon genug am Hals haben. Doch bevor wir auf das „wie“ eingehen, sollten wir schon ein wenig Gewissheit haben, was wir eigentlich unter dem „was“ verstehen.

Doch so plausibel diese Definition in manchen Kontexten sein mag, so wenig vermag sie den ihr zugeordneten Zweck generell zu erfüllen. Ihr grundsätzliches Problem besteht darin, dass sie

- a) den Menschen von der Natur separiert beziehungsweise ihn als ein von der Natur getrenntes Wesen unterstellt; und
- b) ihn nicht als ein aktives, auf seine Umwelt und auf sich selbst handelnd einwirkendes Wesen in Rechnung stellt. In dieser Perspektive kann die "menschliche Natur" nicht anders als ein gegebenes Faktum erscheinen: als "Natur" im Sinne der klassischen *natura naturata*.

Ein vollkommen anderes Bild ergibt sich demgegenüber, wenn wir die (Gesamt-)Natur als ein evolvierendes System und den Menschen als ein aktives Glied dieses Systems auffassen. Im Rahmen eines solchen Naturverständnisses entfällt jeder Grund, die Veränderungen, die er an der äußeren und an seiner Natur vornimmt, für weniger "natürlich" zu halten als die Veränderungen, die beispielsweise Vögel durch Nestbau an ihrer Umwelt bewirken.

Es ist bereits ein Kennzeichen des Menschseins, welche besondere Natur die Menschen haben. Im Unterschied zu jedem Tier müssen wir tagtäglich Entscheidungen treffen, die nicht nur unser biologisches Überleben sichern, sondern uns in Bezug setzen zur Umwelt und zu der ganzen menschlichen Gesellschaft. Schon jede Tierart hat ihre je spezifische arteigene Umwelt. Die Welt sieht für ein Tier verschiedener Tierarten jeweils anders aus. Unsere Welt, die Welt der Menschen, ist uns einerseits vorgegeben: wir leben unter Umständen, die wir nicht selbst gemacht haben. Andererseits beeinflussen

wir mit allem Tun oder Nicht-Tun genau diese Umstände auch selbst. Wir sind abhängig, aber gleichzeitig zumindest relativ frei, diese Abhängigkeiten zu beeinflussen.

Wie weit gehen diese Abhängigkeiten, wie weit können die Freiheiten gehen? Zwischen Abhängigkeit und Freiheit, Bestimmtheit und Unbestimmtheit, Festgelegtheit und Offenheit können wir uns entweder treiben lassen oder wir müssen uns unseren Weg suchen und bahnen. Dies betrifft alle Menschen, jeden einzelnen. Nicht für jedes konkrete Tun ist sie unabdingbar, aber eine prinzipielle Orientierung über die Möglichkeiten (und Grenzen?) des Mensch-Seins wird zumindest dann wichtig, wenn wir uns unseren Weg selbst bahnen wollen oder müssen. Um diese Möglichkeiten herauszufinden, können wir uns tausende einzelne Menschen anschauen und aufschreiben, was sie mit welchem Erfolg tun. Spätestens beim 999. Menschen werden wir jedoch bemerken, dass es typische Fähigkeiten und Merkmale gibt, die allen Menschen – aber keinen Tieren – zukommen: über sich selbst sprechen, arbeiten (wollen), Lebensentwürfen nacheifern und enttäuscht sein, wenn sie nicht aufgehen.

Um jedoch von dem Vielgesagten rückschließend auf das „was“ unseres Betrachtungsgegenstands zu kommen, um dann weiter zu gehen zum „wie“, scheint es mir ob der Komplexität unseres Themas durchaus sinnvoll, noch einen kleinen Ausflug zu unternehmen, um zu schauen, was weltweit die großen Denker zu unterschiedlichsten Zeiten zu unserer Thematik beizutragen haben.

## *Indische Philosophie (Samkhya)*

Die "Natur des Menschen" kann beispielsweise im Buddhismus nur unter dem Aspekt betrachtet werden, der uns ein wenig Einsicht in die Selbstwahrnehmung und Glaubenslehre seiner Zeit gibt. Circa 500 v.Chr. wurde er von Siddhartha Gautama (später "Buddha" - der Erleuchtete) ins Leben gerufen. Die vier edlen Wahrheiten oder vier Wahrheiten des geistig Edlen bilden die Grundlage der buddhistischen Lehre. Sie sind der Kern von Buddhas erster Lehrrede (Sutta) in Sarnath, die als „Rede vom Ingangsetzen des Rads der Lehre“ überliefert ist.

„Es ist durch Nichtverwirklichen, durch Nichtdurchdringen der vier edlen Wahrheiten, dass dieser lange Kurs von Geburt und Tod weitergetragen und durchlebt von mir, wie auch von Euch, wurde. Was sind diese vier?

1. Da ist die edle Wahrheit über das Leiden;
2. die edle Wahrheit über die Ursache des Leidens;
3. die edle Wahrheit über die Beendigung des Leidens;
4. und die edle Wahrheit über den Pfad der Ausübung, der zur Beendigung des Leidens führt.

Aber nun, so diese verwirklicht und durchdrungen wurden, das Verlangen nach Existenz abgeschnitten ist, zerstört das, was zu neuerlichem Werden führt, da ist kein frisches Werden mehr.“

Die indische Philosophie (Samkhya) baut auf diese vier edlen Wahrheiten auf – doch was genau bedeutet das?

Die typische Verarbeitung äußerer Situationen, die zu Leid führten, bestand im indischen Raum darin, das von außen aufgezwungene Leid zu besiegen, indem im Inneren das Heil gesucht wird. Nicht im Jenseitigen – wie im typischen europäischen Denken –, sondern im gegenwärtigen Inneren. Seit Auftauchen Buddhas verschob sich die Religiosität insgesamt mehr in Richtung des Individuell-Innerlichen (deutlich in den Upanischen), aber nicht im Sinne einer "Flucht vor der äußeren Wirklichkeit", sondern als Gegenpol zu bewusstem Handeln nach außen (die Notwendigkeit dieses Handelns betont die Bagavadgita). Diese Einheit ist typisch für indische Welt- und Menschenvorstellungen. Yoga als Lebenspraxis versucht die Synthese zwischen dynamischer Aktivität und einer Zurücknahme der Aktivität im fühlenden "In-das-Wesen-Versenken".

Das individuelle Handeln und das universelle Wirken bedingen einander. Es mag scheinen, als würde dies eine Unterwerfung des Individuellen unter das Universelle verlangen. Aber das Universelle existiert nur im Handeln der Individuen. Es ist nötig, sich nicht vom Äußeren vereinnahmen zu lassen, aber doch handeln einzuwirken. Geschichte und Gesellschaft können durch diese Distanz kritisch durchschaut werden – ohne dass wir ihnen entfliehen sollten.

## ***Griechische Philosophie***

Die ersten griechischen Philosophen – von Thales bis Demokrit – interessierten sich vorzüglich für die Ordnung des Universums, die Rolle des Menschen darin war weniger ihr Thema. Dennoch gibt es auch hier schon vereinzelte Aussagen über das Menschliche.

Für Heraklit steht der Mensch innerhalb der Ordnung der Welt zwischen den Affen und Gott. Und Demokrit beobachtete schon: *"Die Natur und die Erziehung sind ähnlich. Denn die Erziehung formt zwar den Menschen um, aber durch diese Umformung schafft sie eine [zweite] Natur."*

Erst die Sophisten wandten sich ausdrücklich dem Menschlichen zu. Bekannt wurde der Satz des Protagoras: *"Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der Seienden, dass sie sind, und der Nichtseienden, dass sie nicht sind."*

Diese Hinwendung zum Menschen bedeutet nicht nur, daß sich ein passiv betrachtender Blick vom Kosmischen aufs Menschliche verlagert hätte, sondern das Philosophieren hat sich grundsätzlich auf die Lebenspraxis eingelassen.

Sokrates folgte den Sophisten in ihrem Desinteresse gegenüber der vorher vorherrschenden Naturphilosophie. Im Bereich der praktisch orientierten Erkenntnistheorie und Ethik erhob er aber wieder Ansprüche auf eine eindeutige Begründung von Wahrheit und Tugend. Nur wahres Wissen ermögliche dem Menschen tugendhaftes Handeln und vorwiegende Ursache für nicht tugendhaftes Verhalten sei das Unwissen. Dem sophistischen Relativismus wird der Logos (Vernunft) entgegengestellt. Tugend sei demnach erreichbar durch einen vom Logos geführten Erkenntnisprozess. Das Wissen

im Logos ist bei Sokrates stark durch lebenspraktische, technische Hintergründe gefüllt. Wie im technischen Handeln wird auch im tugendhaften Leben niemand "freiwillig etwas Böses tun", wie Sokrates annimmt. Es kommt nur auf das richtige Wissen an, das lehrbar und vermittelbar ist.

Diese selbstverständliche Übereinstimmung von richtigem Wissen und gutem Tun ist für Sokrates Schüler Platon fraglich. Es geht nicht nur darum, einen vorgegebenen Zweck mit einem richtigen, adäquaten, durch Wissen geleiteten Weg zu erreichen, sondern der Zweck selbst trägt es in sich, ob er gut sein kann – unabhängig vom angewendeten Wissen.

Platon fragt nach einem Fundament des Guten und sieht es in etwas uns gegenüber a priori Gegebenem, dem "Urguten", an dem jeder Mensch teilhat. Alles Sein ist bei Platon durch die Setzung des Urguten und Urschönen in ihm determiniert (und eingeschränkt) – die praktische Vernunft hat bereits das Primat für die Ontologie.

Mit diesem Hintergrund erschließt sich auch das Menschenbild Platons.

Platons Mensch ist eine unglückliche Verbindung von Körper und Seele. Das Wesen des Menschlichen ist die Seele – die in den Körper (*sōma*) eingesperrt ist wie in ein Gefängnis oder ein Grab (*sēma*). Die Seele wurde ebenso wie die Weltseele von einem Demiurgen geschaffen. Sie entspricht im Weltbild Platons dem Selbstbewegungsprinzip allen Lebens, speziell jedoch des menschlichen Bewusstseins, seines Geistes. Auf Grundlage der Freiheit kommt es auf jeden einzelnen Menschen selbst an, inwieweit er sich für ein weises und

tugendhaftes Leben entscheidet. Die Erfüllung ist jedoch nicht im irdischen Leben gegeben – sondern mit der Seele orientiert Platon das menschliche Leben erstmalig auf ein Jenseits.

Platons Schüler Aristoteles negiert die Dualität der Welt Platons. Für ihn sind Ideen nicht getrennt von der realen Welt, sondern für ihn liegt das Wesen der Dinge in ihnen selbst und es entfaltet sich in ihrer Evolution vom jeweils Möglichen zu Wirklichem.

So wie jedem Ding seine besondere Wesensart zukommt, so hat auch der Mensch etwas Spezifisches: er strebt nach dem sittlich Guten. Diese Übereinstimmung des Guten mit dem Menschlichen wird einfach gesetzt, nicht als problematisch thematisiert. Dabei ist das sittlich Gute in die naturhafte Ordnung eingebunden. Das Gute besteht bei Aristoteles nicht wie bei Platon als Idee, sondern entsteht aus Einsicht, richtiger Vernunft – wobei es schwerfällt, deren Inhalt zu bestimmen.

Überhaupt gibt es wohl keinen festgelegten Inhalt dafür, aber ein Anhaltszeichen, wann die Einsicht angemessen, die Vernunft auf dem richtigen Wege ist, gibt es; es besteht darin, dass die "rechte Mitte" eingehalten wird: *"So wird es die rechte Mitte sein, worauf die sittliche Tüchtigkeit als auf ihr Ziel gerichtet ist."*

Diese Mitte zu finden ist nicht nur die Sache der Vernunft – worauf noch Sokrates den Weg zur Tugend beschränkte -, sondern erfordert auch Willensanstrengung. Nur als frei gewählte Handlung ist das Tun sittlich. Wir haben die Wahl: *"Das Sittliche liegt demnach ebenso wie das Unsittliche in unserer Macht. Denn da wo das Handeln*

*bei uns steht, steht bei uns auch das Unterlassen, und umgekehrt, wo das Unterlassen, da steht auch das Handeln."*

Da unsere Naturen laut Laertios Teil der Gesamtnatur sind, besteht das höchste Ziel bei Zenon in einem logoskonformen, das heißt naturgemäßen Leben. Aber diese Logoskonformität wird innerhalb der Stoa durchaus unterschiedlich diskutiert. Entweder es ist nach Diogenes notwendig und möglich, aus einer Menge verschiedener naturgemäßer Handlungsmöglichkeiten vernünftig auszuwählen, oder die Pflichten sind nach Archedemos eindeutig vorgegeben. Diese Unterschiedlichkeit führt auch zu verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten des Verhältnisses zwischen Freiheit und Notwendigkeit sowie Verantwortung. Für ein Handlungsziel forderte Zenon lediglich, "übereinstimmend" zu leben und ließ noch offen, ob diese Übereinstimmung auch das Übereinstimmen mit einer selbstgewählten Maxime bedeuten könne. Schon bei Kleantes wird diese Offenheit gefüllt: es gehe darum, übereinstimmend "mit der Natur" zu leben. Diese Natur ist nicht – wie noch bei Aristoteles - lediglich ein ideales Ziel, sondern wird durchaus naturalistisch verstanden, was Festgelegtheit bedeutet.

Chrysipp schränkt die Orientierung noch weiter ein: es geht auch nicht um die individuelle Natur, sondern tatsächlich um die übergeordnete All-Natur, mit der sich die individuelle Natur nur decken kann. Diogenes Laertios berichtet von einem Vorkommnis, das die Problematik dieser Vorstellung verdeutlicht: *"Dann soll er [Zenon] einen Sklaven wegen Diebstahls verprügelt und, als dieser rief: "Es war mein Fatum zu stehlen", bemerkt haben: "Und nun auch, Hiebe zu bekommen."*

Kann es hier wirklich Verantwortung geben? Es gibt hier zwei Interpretationsweisen. Die eine fragt skeptisch: *"Das ist eben die Frage, ob bei dem allgemeinen Kausalnexus je die Möglichkeit bestand, seine Naturanlagen so oder anders zu nutzen"*.

Freiheit fällt zusammen dann mit der Notwendigkeit. *"Nur der Tor wolle etwas anders als was sein muss. Der Weise dagegen erkennt die Gesetzmäßigkeit des Geschehens als seine eigene Gesetzmäßigkeit."*

Besonders die späte Stoa in Rom denkt eher resignativ: *"Daher muss man sich losringen zur Freiheit; diese [aber] gewährt nichts anderes, als Gleichgültigkeit gegen das Schicksal."*, meint Seneca.

Naturgesetz und Menschengesetz werden identifiziert, das Menschliche bekommt keine Eigengesetzlichkeit zuerkannt. Der Mensch ist als Mikrokosmos ein Abbild des Makrokosmos.

Noch jemand, den wir nicht unerwähnt lassen sollten, ist Epikur.

Das Lebensziel für Menschen ist bei Epikur nicht determiniert, sondern steht frei. Da jedes Lebewesen nach Lust (d.h. bei Epikur die Vermeidung von Schmerz und Unruhe) strebt, kann dies auch zum Leitbild für ein tugendhaftes menschliches Leben werden. Die Beziehungen zwischen den Menschen sind nicht mehr natürlich vorgegeben, sondern sie werden durch Konventionen konstituiert.

## ***Die Renaissance***

Bezüglich der Beziehung zur Natur erwachsen aus der Renaissance zwei widerstreitende Tendenzen: Giordano Brunos fast mystische Einbettung des menschlichen Strebens in das unendliche Weltall steht gegen die sich fast gleichzeitig ausprägende Form neuzeitlicher Naturwissenschaft nach Galilei. Schon vorher werden die Beziehungen der Menschen untereinander neu thematisiert: realistisch, die Trennung von Politik und Moral reflektierend, bei Machiavelli und mehr prinzipiell - die antiken Quellen neu auffindend und interpretierend – bei Humanisten wie Petrarca und Erasmus von Rotterdam. Die Ansichten über das Wesen des Menschen können sich grundsätzlich unterscheiden. Paracelsus sieht den Menschen als "kleine Welt" (Mikrokosmos), gemacht aus Himmel und Erde, allen Elementen und eingebettet in dem Laufe und Rhythmus der äußeren Welt.

Andererseits wird in der Schrift "De dignitate hominis" von Pico della Mirandola der Mensch ausdrücklich als sich selbst frei gestaltendes Wesen – ohne anzustrebende Urbilder oder Bindungen - angesehen: *"Keinen festen Ort habe ich dir zugewiesen und kein eigenes Aussehen, ich habe dir keine dich allein auszeichnende Gabe verliehen, da du, Mensch, den Ort, das Aussehen, die Gaben, die du dir wünschst, nach eigenem Willen und Ermessen erhalten und besitzen sollst. Die bestimmte Natur der übrigen Wesen wird von Gesetzen eingeschränkt, die ich gegeben habe. Du sollst deine Natur ohne Beschränkung nach deinem freien Ermessen selbst bestimmen."*

Der Gedanke, dass *"der Mensch sich nicht mehr bewertet nach dem Maßstab einer übermenschlichen Ordnung, der er zu dienen hat, sondern beginnt, die Maßstäbe in sich selbst zu suchen"*, kommt mit der Renaissance zum Durchbruch.

Im französischen Humanismus des Michel de Montaigne verbindet sich die skeptische Haltung angesichts der realen Vielfalt der Welt, der Unsicherheit, Ungewissheit und ständigen Bedrohung mit einer fast stoischen Haltung. Der einzige feste Halt in dieser Situation wird in der inneren Natur der Menschen gefunden – wir erkennen Spuren der Stoa und eine Verwandtschaft mit Samkhya.

Einen nicht mehr von der Teilhabe am ewigen Gesetz abhängige ideale Menschennatur sieht Grotius in der Vernünftigkeit und Geselligkeit der Menschen. Aus dieser Natur ergäben sich die Richtlinien für das Recht, das Naturrecht. Leider wird diese Natur des Menschen nicht weiter begründet.

## ***Die Aufklärung***

Trotz der vernünftigen und auch der Willensfreiheit durchaus Raum lassenden geistigen Tendenzen in der Vergangenheit wurde es im 17. und 18. Jahrhundert notwendig, einen neuen "Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit", das heißt mit den Worten von Immanuel Kant: "*...des Unvermögens, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen.*" Dieses Hinausgehen aus der Unmündigkeit beginnt – in einer ersten Phase, die nicht immer schon selbst zur Aufklärung gerechnet wird – vorwiegend auf zwei unterschiedlichen Wegen, dem Rationalismus und dem Empirismus.

René Descartes - "*cogito ergo sum (ich denke, also bin ich)*" - entwickelt eine systematische Methode, die vom Zweifel über das Ich-Bewußtsein und die Erkenntnis der beiden Welten: der denkenden und der ausgedehnten Dinge – auch im Menschen führt. Durch diesen Dualismus kann das Geistige im Menschen losgelöst von den mechanischen Gesetzen folgenden körperlichen Dingen werden. Aber diese freigesetzte Freiheit verbleibt dennoch nicht in reiner Willkür, sondern durch Evidenz kann auch einem Urteil zugestimmt werden.

## *Klassische Deutsche Philosophie*

Welche enorme Wirkung die Kantsche Freisetzung des Nicht-Naturgesetzlichen ausübte, hat Johann Gottlieb Fichte in seiner Schrift "Die Bestimmung des Menschen" nachvollziehbar beschrieben. Wir erinnern uns an einen Satz Spinozas: *"Der Geist erkennt, dass alle Dinge notwendig sind und durch eine unendliche Kette von Ursachen zum Existieren und Wirken bestimmt werden."*

Dieses Stadium des Denkens, durch das jeder wahre Denker nach Schelling und Hegel hindurchgegangen sein muss, kennt auch Fichte. Er beschreibt seinen damaligen Erkenntnisstand: *"Die Natur schreitet durch die unendliche Reihe ihrer möglichen Bestimmungen ohne Anhalten hindurch; und der Wechsel dieser Bestimmungen ist nicht gesetzlos, sondern streng gesetzlich."*

Der einzelne Mensch kann dann nur *"ein Glied in der Kette der strengen Naturnotwendigkeit"* sein. Die Freiheit kann nur darin bestehen, *"alles zu tun, was die Natur fordert"*. Dies ist nur die halbe Freiheit, die *"einer fremden Kraft außer mir"* folgt.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling kritisiert an Fichte, dass er nicht erkenne, dass seinem Ich eine Natur unterliegt, von der all sein Wollen abhängt.

Schelling verfolgt das bewusste Ich zurück, bis in seine Entstehung, seinem „Sich-selbst-Bewusstwerden“, seinem „Zu-sich-selbst-Kommen“.

Während Schelling die Freiheit – entgegen Fichte – der gesamten Natur zuschreibt, steht für Hegel der Mensch viel näher am absoluten Geist und die Natur ist nur der

"Abfall der Idee von sich selbst". Freiheit reserviert Hegel für den Geist im Menschen: *"Die Natur zeigt daher in ihrem Dasein keine Freiheit, sondern Notwendigkeit und Zufälligkeit."*

Der Mensch soll nicht nur ein Naturwesen sein: *"Insofern der Mensch als Naturwesen ist und sich als solches verhält, so ist dies ein Verhältnis, welches nicht sein soll. Der Geist soll frei und das, was er ist durch sich selbst sein."*

Für das einzelne Individuum bedeutet dies, dass es von ihm abhängt, ob es die auf ihn einströmende Wirklichkeit einlässt oder abwehrt: *"Was auf die Individualität Einfluss und welchen Einfluss es haben soll - was eigentlich gleichbedeutend ist -, hängt darum nur von der Individualität selbst ab."* Daraus ergibt sich, dass es im Feld der Individualpsychologie keine Notwendigkeit gibt, die von außen zu ergründen wäre, denn "so ist die Welt des Individuums nur aus diesem selbst zu begreifen."

Ludwig Feuerbach kritisiert vor allem die Religion und versucht durch die Bestimmung des Wesens des Menschen eine neue Grundlage des Denkens zu legen. Er unterscheidet das Wesen des Menschen von dem des Tieres:

*"Das Tier hat daher nur ein einfaches, der Mensch ein zweifaches Leben: bei dem Tiere ist das innere Leben eins mit dem äußern - der Mensch hat ein inneres und äußeres Leben. Das innere Leben des Menschen ist das Leben im Verhältnis zu seiner Gattung, seinem Wesen. Der Mensch denkt, d.h. er konversiert, er spricht mit sich selbst. Das Tier kann keine Gattungsfunktion verrichten ohne ein anderes Individuum außer ihm; der Mensch aber kann die Gattungsfunktion des Denkens, des Sprechens - denn Denken, Sprechen sind wahre Gattungsfunktionen - ohne einen andern verrichten. Der Mensch ist sich selbst zugleich Ich und Du;*

*er kann sich selbst an die Stelle des andern setzen, eben deswegen, weil ihm seine Gattung, sein Wesen, nicht nur seine Individualität Gegenstand ist."*

Hallo? Sind Sie noch da? Schön!

Dieser relativ kurze Ausflug in die Sichtweisen verschiedener Philosophien in Bezug auf unser Thema „Die Natur des Menschen“ schien mir einerseits notwendig, andererseits unumgänglich, wollen wir doch durch die Zeiten gehend bestimmen, was wir wissen können, um zu sehen, was sich aus diesem Wissen herausbildet. Er soll dazu dienen, uns einen oberflächlichen Überblick zu verschaffen, wie das Denken zu verschiedenen Zeiten in unseren Köpfen Gestalt annahm darüber, was wir selbst über uns denken und wie wir uns sehen.

Allerdings – wie wir sehen – ist dieses nun wirklich sehr oberflächlich bezüglich unseres Beobachtungsgegenstandes, und wenn wir ehrlich sind, sagt er kaum wirklich etwas aus.

Wir werden wohl oder übel auf unsere Philosophen das ein oder andere Mal zurückkommen müssen – und auch dieses ist unausweichlich.

Ich will Ihnen ein Beispiel geben: Thomas Hobbes und Jean-Jacques Rousseau, die beide zur ungefähr selben Zeit lebten, hatten beide die Vorstellung eines sogenannten Naturzustandes bezüglich des Menschen.

Der Naturzustand von Hobbes besagt, dass alle Menschen grundsätzlich gleich sind, angetrieben von der Selbsterhaltung, jedoch agieren sie misstrauisch, egoistisch und hinterhältig.

Bei Rousseau sind im Naturzustand alle Menschen gleich und auch glücklich und zufrieden sind. Sie werden von Selbsterhaltung bzw. Selbstliebe und Empathie angetrieben. Konflikte werden erst durch Eigentum

ausgelöst, dies sorgt nämlich für Ungleichheit, Misstrauen und ist letztendlich Grund für Krieg.

Wir kennen alle sowohl Beispiele für die eine sowie die andere Seite, sowie wir alle bestimmt auf die eine oder andere die Richtigkeit beider Aussagen unterstreichen können. Es wäre müßig, sich nun der einen oder der anderen Seite zuzuwenden und tiefer zu gehen, sowie es auch ein nutzloses Unterfangen wäre, eine der beiden Darstellungen zu favorisieren.

Dennoch scheint es geradezu fahrlässig, würden wir nicht auf eben solche Unterscheidungen hinweisen und sie uns näher betrachten.

Erich Fromm sagte einmal:

*"Genauso wie der Mensch die Welt um sich her verwandelt, so verwandelt er auch sich selbst im Prozess der Geschichte. Er ist sozusagen seine eigene Schöpfung. Aber genauso wie er die Stoffe der Natur nur entsprechend ihrer Eigenart umwandeln und verändern kann, so kann er auch sich selbst nur seiner eigenen Natur entsprechend umwandeln und verändern."*

Fromm setzt der Natur des Menschen ein abhängiges Verhältnis zu seiner Kultur entgegen, woraus sich seiner Ansicht nach ergibt, dass die Entfaltung eben dieser Natur des Menschen kulturspezifisch bedingt ist:

*"Wie der Mensch in einer bestimmten Kultur in Erscheinung tritt, ist stets eine Manifestation der menschlichen Natur, jedoch eine Manifestation, die in ihrer besonderen Ausprägung von den gesellschaftlichen Gegebenheiten bestimmt wird, unter denen er lebt. Genau wie das kleine Kind mit allen menschlichen Möglichkeiten geboren wird, die sich unter günstigen sozialen und kulturellen Bedingungen entwickeln werden, so entwickelt sich auch die*

*menschliche Rasse im Prozess der Geschichte zu dem, was sie potentiell ist."*

Er sieht also in allen Menschen gleich dieselben Ansätze und Möglichkeiten zur Entfaltung und kommt somit dem entgegen, was wir untersuchen wollen; doch ist das so, wie er sagt? Und vor allem: wie soll sich das auswirken, welches wir bislang nur umrissen haben – auf welcher Grundlage bauen wir auf?

*"Ich glaube nicht, dass man die menschliche Natur mit einer bestimmten Eigenschaft positiv definieren könnte, wie etwa mit Liebe, Hass, Vernunft, dem Guten oder dem Bösen, sondern nur mit den fundamentalen Widersprüchen, die die menschliche Existenz charakterisieren und die letztlich auf die biologische Dichotomie zwischen den fehlenden Instinkten und dem Bewusstsein seiner selbst zurückzuführen sind. Der existentielle Konflikt im Menschen erzeugt bestimmte psychische Bedürfnisse, die allen Menschen gemeinsam sind. Er ist gezwungen, das Entsetzen vor seiner Isolation, seiner Machtlosigkeit und seiner Verlorenheit zu überwinden und neue Formen des Bezogenseins zur Welt zu finden, durch die er sich in ihr zu Hause fühlen kann. Ich habe diese psychischen Bedürfnisse als „existentielle Bedürfnisse“ bezeichnet, weil sie auf die Bedingungen der menschlichen Existenz selbst zurückzuführen sind. Sie werden von allen Menschen geteilt, und ihre Erfüllung ist für die Erhaltung der seelischen Gesundheit ebenso notwendig, wie die Befriedigung seiner organischen Triebe notwendig ist, um den Menschen am Leben zu erhalten."*

Morphologisch ist der Mensch im Gegensatz zu allen höheren Säugern hauptsächlich durch Mängel bestimmt, die jeweils im exakt biologischen Sinne als Unangepasstheiten, Unspezialisiertheiten, als Primitivismen, d. h. als Unentwickeltes zu bezeichnen sind; also wesentlich negativ.

Er ist von einer einzigartigen biologischen Mittellosigkeit, sodass in diesem Zusammenhang durchaus den Ausdruck „Mängelwesen“ verwenden könnten.

Die Fortschritte der Natur bestehen sonst in der organischen Spezialisierung ihrer Arten, also in der Ausbildung immer leistungsfähigerer natürlicher Anpassung an bestimmte Umwelten. Der Mensch ist „organisch mittellos“, ohne natürliche Waffen, ohne Angriffs- oder Schutz- oder Fluchtorgane, mit Sinnen von nicht besonders bedeutender Leistungsfähigkeit, denn jeder unserer Sinne wird von den „Spezialisten“ im Tierreich weit übertroffen. Er ist ohne Haarkleid und ohne Anpassung an die Witterung und auch viele Jahrhunderte Selbstbeobachtung haben ihn nicht belehrt, ob er nun eigentlich Instinkte hat und welche. Innerhalb natürlicher, urwüchsiger Bedingungen würde er als bodenlebend inmitten der gewandtesten Fluchttiere und der gefährlichsten Raubtiere schon längst ausgerottet sein.

Der Mensch ist, um existenzfähig zu sein, auf Umschaffung und Bewältigung der Natur hin gebaut. Der Inbegriff der von ihm ins Lebensdienliche umgearbeiteten Natur heißt Kultur, und die Kulturwelt ist die menschliche Welt. Es gibt für ihn keine Existenzmöglichkeit in der unveränderten, in der nicht „entgifteten“ Natur, und es gibt keinen „Naturmenschen“ im strengen Sinne: d. h. keine menschliche Gesellschaft ohne Waffen, ohne Feuer, ohne präparierte und künstliche Nahrung, ohne Obdach und ohne Formen der hergestellten Kooperation.

Die Kultur ist also die „zweite Natur“. An genau der Stelle, wo beim Tier die „Umwelt“ steht, steht daher beim Menschen die Kulturwelt, d. h. der Ausschnitt der

von ihm bewältigten und zu Lebenshilfen umgeschaffenen Natur. Man kann daher die „Kultursphäre“ jeweils den Inbegriff tätig veränderter urwüchsiger Bedingungen nennen, innerhalb deren der Mensch allein lebt und leben kann.

Beim Menschen entspricht der Unspezialisiertheit seines Baues die Weltoffenheit, und der Mittellosigkeit seiner Physis die von ihm selbst geschaffene „zweite Natur“.

All das Vorherige können wir natürlich so behaupten, wenn wir den Menschen biologisch (organisch/physisch/morphologisch) hauptsächlich negativ, d.h. durch Mängel bestimmen.

Diese Mängel bestehen in der Unangepasstheit an die Lebensbedingungen (Witterung, Haarkleid), der Unspezialisiertheit (Sinne), in Unentwickeltheiten (Instinkten) und in der organischen Mittellosigkeit (keine natürlichen Waffen).

Die hinzugekommene "Weltoffenheit des Menschen" ist jedoch das Prinzip, auf keinen bestimmten Lebensraum eingeschränkt zu sein. Durch seine mangelhafte Anpassung an die Natur ist der Mensch nicht auf einen Lebensraum festgelegt. Er ist nicht umweltgebunden, sondern unterwirft sich die Natur.

Indem er die urwüchsige Natur, in der er nicht überlebensfähig wäre, nach seinen Bedürfnissen umarbeitet und „entgiftet“, schafft er sich die Sphäre einer menschlichen Kulturwelt. Diese Ersatzwelt (zweite Natur) ist geprägt von gesellschaftlicher Kooperation und Hilfsmitteln wie Waffen, Feuer und künstlich geschaffenen Schutz vor der Witterung.

Oder ist die Natur des Menschen gar mit einer Orientierungssuche verbunden, wobei wir in diesen Situationen nach einem Kompass suchen, der uns eine bestimmte Vorstellung davon vermittelt, was der Mensch ist? Lassen Sie uns kurz darauf schauen.

Regelmäßig erfolgt die Suche nach diesem Kompass über zwei Zugängen:

1. der erste Zugang differenziert zwischen Menschlichem und Nicht-Menschlichem. Durch diese Ausdifferenzierung gewinnt die Bestimmung des Menschen ein schärferes Profil. Klassische Vergleiche zum Menschen finden dabei in Abgrenzung zu anderen Lebewesen statt. Diese Vergleiche dienen dazu, die spezifisch menschlichen Qualitäten zu identifizieren, die dann, wenn sie Gründe aufweisen können, sowohl motivierend als auch erklärend für bestimmte Handlungen, Überzeugungen und Emotionen wirken.
2. der zweite Zugang erfolgt über eine gänzlich andere Beobachtung. Er verlangt keine besonderen Kompetenzen oder ein bestimmtes Vorwissen, er fordert keine spezifischen Kenntnisse bezüglich bestimmter akademischer Disziplinen und ist in diesem Sinne nicht wissenschaftlich. Vielmehr nimmt er den Weg über unser Inneres, unser Gewissen. Das bedeutet, dass jeder von uns eine unmittelbare Intuition von dem hat, was ein Mensch sein sollte.

In ähnlicher Weise hat sich Augustinus einer Definition der Zeit genähert, als er schrieb:

*"Wir alle wissen, was die Zeit ist. In dem Moment aber, wenn*

*wir nach ihrer Natur fragen, dann wird es schwierig, eine befriedigende oder gar abschließende Antwort zu geben. Das Gleiche passiert, wenn wir uns der Natur des Menschen widmen. Ein intuitiver Einblick wohnt jedem Menschen inne. Aber existiert unabhängig davon ein allgemeiner Leitfaden, den wir immer dann zur Anwendung bringen möchten, wenn unser eigenes Menschsein oder unsere eigenen inneren Überzeugungen in Konflikt geraten?"*

Darüber hinaus ist die Frage nach der Natur des Menschen eine Frage, die nicht nur das eigene Ich, sondern immer auch die Frage nach dem gesamten Menschsein impliziert. Sie bezieht sich nicht nur auf die Bestimmung kognitiver Fähigkeiten, sondern auch auf menschliche Handlungen und Emotionen. In diesem Sinne kann die Vorstellung von der Natur des Menschen als eine holistische Frage betrachtet werden; holistisch, da sie den Menschen und seine Eigenschaften als Ganzes und nicht als Zusammensetzung seiner Teile betrachtet. Was bedeutet das? Eine erste Implikation ist, dass die menschlichen Ausdrucksformen – darunter vor allem die künstlerischen Formen und die Narrationen – einbezogen sind. Irgendwie gelingt es diesen künstlerischen und erzählerischen Ausdrucksformen mehrere und miteinander verflochtene Züge des menschlichen Wesens zu vermitteln.

Dies ist, was die Charakterisierung des menschlichen Verständnisses anbelangt, ausreichend. Allerdings hat das Konzept der menschlichen Natur auch eine philosophische Bedeutung, auf die wir hier schon ausschnittshaft geschaut haben; und dennoch kommen wir hier unweigerlich zum zweiten Teil dieser kurzen Charakterisierung des Konzepts der menschlichen Natur.

Erkenntnisstreben oder Wissensdrang bilden nicht nur menschliche Alltagsphänomene, sondern stellen ein

originäres Anliegen der Philosophie dar. Allerdings: Ab wann wird die Frage zu einer philosophischen Frage? Und was bedeutet es, dass sie zu einer philosophischen Frage geworden ist? In der Frage nach der menschlichen Natur wird die Beziehung zwischen Philosophie und Leben ersichtlich. Die Nähe zur Lebenswelt, die dieser Begriff genießt, liegt dabei in der Tatsache, dass dieser Begriff nicht nur in der spezifischen Sprache der Philosophie, sondern auch in der Alltagssprache zirkuliert. Hierdurch wird klar, dass in der Philosophie Sachverhalte diskutiert werden, die von zentralem Interesse für den Menschen sind. Es bedeutet ferner, dass auch die Philosophie nicht umhinkommt, bei den Erkenntnissen anzusetzen, die in der Lebenswelt angesiedelt und in der sozialen Praxis verortet sind.

Auf der anderen Seite muss sich die Philosophie selbst aus der Unmittelbarkeit ihrer Werkzeuge und Methoden weiterentwickeln, wenn sie diese Fragen klären möchte und zuverlässige Argumente liefern will. Nur durch diese Arbeit kann die Philosophie der Lebenswelt und den Wissenschaften gerecht werden.

Nur dadurch, dass sie in der Lage ist, Gründe zu geben, kann sie vermeiden, dass falsche Erkenntnisse entstehen, wie z. B. wenn behauptet wird, dass für eine Handlung bestimmte physiologische oder biologische Verfassungen verantwortlich sind.

Das Interesse der Philosophie für die Natur des Menschen ist so alt wie die Philosophie selbst. Was hier aber auffällt, ist beispielsweise Kant, der nach bereits sehr langem philosophischen Denkens - seit der Antike halt, also seit mindestens 2000 Jahren - sein Misstrauen gegenüber einem vermeintlich eindeutigen Begriff der menschlichen Natur zum Ausdruck brachte. Doch

Kant wäre nicht Kant, wenn er nicht sofort einen Ausweg aus dem Dilemma mitlieferte: nach der Geburt der Wissenschaften sorgt Kant dafür, dass es möglich bleibt von der Natur des Menschen zu sprechen, ohne sich dabei einem naturalistischen Weltbild zu verpflichten. Bei ihm finden wir sowohl eine Kritik des Begriffs an sich als auch die Erarbeitung eines positiven anthropologischen Projekts. In dieser Neukonzeption findet sich folgende Formulierung zur Bestimmung der Natur des Menschen: Während ein jedes Ding der Natur nach Gesetzen wirkt, hat nur ein vernünftiges Wesen das Vermögen, nach der Vorstellung der Gesetze zu handeln. Das bedeutet, dass es nach einem Plan handelt. Bei Kant finden wir sowohl das Bewusstsein des Risikos als auch des Legitimitätspotentials des Begriffs der Natur des Menschen.

In der Wissenschaftsphilosophie ist so in jüngsten Zeiten eine Debatte über die Legitimität des Begriffes der Natur des Menschen entstanden. Es gibt unterschiedliche Positionen darüber. Einiges ist aber deutlich: Beide Kontexte erfordern keinen essentialistischen Begriff. Ein essentialistischer Begriff verträgt sich weder mit wissenschaftlichen noch mit liberalen Ansprüchen in der Ethik und der politischen Philosophie. Diese Herausforderung scheint eine Sisyphusarbeit zu sein, wenn sie nicht mit der passenden methodischen Vorsicht eingegangen wird.

Was aber wird unter einer essentialistischen Bestimmung der Natur des Menschen verstanden und welche Kritik besteht hieran? Interessanterweise vertreten fast alle Autoren eine Kritik am Essentialismus. Die essentialistische Bestimmung der Natur des Menschen besagt, dass alle Menschen gewisse Eigenschaften teilen. Diese Eigenschaften sind notwendige und hinreichende

Bedingungen, um Mensch zu sein. Als Beispiel gilt, dass Menschen von ihrer Natur her soziale Wesen sind. Sozialität ist daher eine notwendige Bedingung dafür, ob ein Wesen ein Mensch ist. Ein Wesen, das nicht sozial ist, ist deshalb aus dem menschlichen Konsortium ausgeschlossen. Gemeinsam ist den Disziplinen der Wissenschaftsphilosophie, Moralphilosophie und politischer Philosophie zudem, dass sie gar nicht anders können, als sich mit dem Begriff der Natur des Menschen auseinanderzusetzen.

So musste insbesondere die Wissenschaftstheorie feststellen, dass viele ihrer Einzelwissenschaften – die evolutionäre Psychologie, die generative Linguistik und die komparative Psychologie, um nur einige Beispiele zu nennen – von dem Begriff Gebrauch machen. Auch Ökonomen nehmen einen Begriff von Kooperation an, der ein Menschenbild voraussetzt.

Von daher erweist sich eine vergleichende Perspektive zwischen Wissenschaftsphilosophie, Moralphilosophie und politischer Philosophie als sehr ertragreich.

Nun ergibt sich allerdings die Frage, ob es überhaupt möglich ist, sich um einen deutlichen und nicht angreifbaren Begriff der Natur des Menschen zu bemühen, der nicht durch eine gewisse Normativität gekennzeichnet ist. Übrigens betrifft diese Ambivalenz alle ähnlichen Versuche in der Wissenschaftsphilosophie. Es ist allmählich deutlich geworden – und die zunehmende technische Eingreifbarkeit auch von diesem Teil der Natur des Menschen trägt zu diesem Bewusstsein bei –, dass man eine physiologische Anthropologie nur betreiben kann, wenn man die psychologische Seite wegdreht, wie etwa in einer medizinischen Anthropologie.

Sobald man aber auf die Natur des Menschen im Rahmen der Evolutionspsychologie oder der behavioristischen Forschung abzielt, wird es schwierig eine nicht-normative Perspektive einzunehmen. Ganz allgemein gilt, dass in der Wissenschaftsphilosophie die Schwierigkeiten mit dem Begriff der Natur des Menschen hauptsächlich mit den Implikationen der Evolutionstheorie verbunden sind.

In der Wissenschaftsphilosophie spielen Wesen in der Regel zwei Rollen: Zum einen dient das Wesen einer Sache dazu, die Sache zu definieren; zum anderen dient das Wesen einer Sache dazu, weitere Eigenschaften oder die Zusammenhänge zwischen den definierenden Eigenschaften zu erklären.

Wenn ausreichende und notwendige Bedingungen eingehalten werden, hat das Wesen einer Sache zugleich Bestimmungs- und Erklärungsfunktion. Biologische Arten genügen sehr engen Bedingungen, die eine bestimmende und zugleich erklärende Funktion haben, nicht. Denn um eine natürliche Art zu sein, deren Eigenschaften zugleich bestimmende und erklärende Funktion haben, müssten solche Wesen erstens eine zeitlose und raumlose Klassifikation befriedigen; zweitens müsste es sich um eine bestimmte Eigenschaft handeln, die immer dieselbe ist. Bei einem chemischen Element zum Beispiel ist dieses Wesen die Atomzahl. Aus dieser Zahl ist es dann möglich, drittens, alle weiteren Eigenschaften abzuleiten. Die chemischen Elemente sind das Paradebeispiel für eine solche Auffassung von natürlichen Arten.

In der Philosophie der Biologie hat man anhand einer solchen Typisierung den Begriff der Natur des Menschen zu interpretieren versucht. Allerdings sind solche

Versuche gescheitert, weil biologische Arten nicht mit natürlichen Arten gleichzusetzen sind. Erstens sind sie räumlich und zeitlich eingeschränkt.

In der Moralphilosophie sagt man, dass sie historisch sind. Zweitens kann man keine notwendigen und ausreichenden Bedingungen für die Spezieszugehörigkeit ausfindig machen, weil das Leben extrem variabel ist und jedes Individuum anders. Drittens kann man keine fundamentale Eigenschaft (z.B. ein Wesen, das von einer tieferen Ebene die Phänomenologie beeinflusst) herausfinden, aus der man alle weiteren Eigenschaften ableiten kann.

Um einen Ausweg aus dieser widersprüchlichen Lage zu finden, hat man sich um verschiedene Lösungen bemüht. Zum einen hat man darauf verzichtet, von einem einzigen Begriff der Natur des Menschen zu sprechen. Man kann sich sehr wohl in der Wissenschaftsphilosophie auf verschiedene Begriffe verlassen und somit eine pluralistische Auffassung vertreten. Dabei erfüllt jeder Begriff eine andere Funktion. Es muss nicht derselbe Begriff sein, der sowohl die Bedingungen bestimmt, um entscheiden zu können, ob ein Individuum dazu gehört, als auch zugleich die Eigenschaften des Individuums erklärt. So sind diese unterschiedlichen Funktionen ausdifferenziert und werden von unterschiedlichen Begriffen erfüllt.

Man kann der essentialistischen Herausforderung auch anders begegnen. Weitere Autoren haben versucht einen Begriff zu entwickeln, der nicht von der Evolutionsbiologie herausgefordert wird, und deswegen nicht ein für alle Mal bestimmt, sondern entwicklungsfähig ist. Nur wenn der Begriff so formuliert ist, kann er anwendbar sein.

Doch genug Positionierungen im Wissenschaftsbetrieb, sondern sich von der Wissenschaftsphilosophie insofern ab, als die Natur des Menschen nicht von außen bestimmt wird. Der systematische Ort solcher Externalität ist in Abhängigkeit von den jeweiligen Theorien als Gebote Gottes, als Forderung der menschlichen Vernunft, oder auch als Übereinkommen zwischen den Menschen zur Regelung ihres Zusammenlebens verstanden worden. In der speziellen Version der Wissenschaftsphilosophie, die sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat, wird für die Wissenschaftsphilosophie eine Rolle der Externalität zur Wissenschaft angenommen. Diese Rolle ist laut Befürwortern des Naturalismus hinsichtlich einer Theorie der Natur des Menschen die einzige zuverlässige Quelle, die die Natur des Menschen plausibel machen kann. Hierzu meint man, dass die Natur des Menschen nicht unabhängig von der vortheoretischen Verständigungspraxis ist.

Huch! Jetzt sind wir ja schon wieder ins Philosophieren gekommen. Nun, das würde an sich nicht viel ausmachen – vielmehr interessiert jedoch die Frage: Sind wir demgegenüber gerecht geworden, was wir lauthals als Kapitelüberschrift gewählt haben?

Wie sind wir?

Konnten die verschiedenen Blickwinkel – besonders aus dem Reich der westlichen Philosophie – uns helfen, zu eruieren, wie wir wirklich sind?

Oder sollten wir das Pferd vielleicht doch mal von hinten aufsatteln und schauen, wo es uns dabei hinführt? Oder – um bei dieser Metapher zu bleiben – sollten wir besser zu Fuß gehen, um zu entdecken, wie wir wirklich

sind? Vielleicht ist es ja in der Tat nicht allzu fern von uns selbst, zu erkennen, wie wir wirklich sind.

Doch dazu müssten wir schonungslos ehrlich sein, ehrlich und aufrichtig uns selbst gegenüber – und ganz ehrlich: wer kann das denn wirklich?

Wie sind wir?

Nun, gut sind wir. Und auch nicht so gut, ja geradezu schlecht, manchmal. Gut. Auch böse? Ja, freilich, auch mal böse. Gut. Wir sind einerseits mitfühlende Wesen, andererseits des Menschen Wolf. Wir sind Heiler, und wir sind Vernichter. Wir sind empathisch und gefühllos, wir sind erfinderisch und dumm, wir sind athletisch und faul, großkotzig und bescheiden, sind herrisch und demütig, sind treu und dennoch ein Verräter, sind loyal aber auch unabhängig, sind frei und auch abhängig, sind leidend und auch voller Hoffnung, teilen und raffen, lieben und hassen, schenken Leben und töten, beten und schließen einen Pakt mit dem Teufel, sind die Krone der Schöpfung und klagen gegen Gott. Wir sind Menschen!

Wir sind die Kehrseite unserer eigenen Medaille, das Wesen mit den zwei Gesichtern, wir sind sowohl als auch, pro und kontra, butterweich und knochenhart, schön und hässlich, allein und viele, beseelt und dennoch verloren. Wir sind Menschen!

Wir sind einzigartig und nichts Besonderes, wir sind himmelhochjauchzend und zu-Tode-betrübt, wir sind so frei wie ein Blatt im Wind und dennoch Gefangene in uns selbst, wir sind voller Angst und haben die Hoffnung noch längst nicht aufgegeben, wir sind gebunden durch Leid, welches wir uns aber häufig selbst zufügen,

wir sind eingekerkert und sehen die Befreiung herbei, wir sind neugierig, was nach unserem Leben passiert, ob da überhaupt noch was kommt, wir sind so auf andere gewiesen, dass wir uns ständig fragen: wie reagieren die Anderen? Wir sind Menschen!

Wir fragen uns, wie es sich anfühlt, zu sterben, oder gar noch: Tod zu sein? Wir fragen uns immer mehr im Leben, wie es geschehen wird. Wir lieben es, mit Freunden raus zu gehen, in der Schule gute Noten zu schreiben, Geschenke zu bekommen, Ferien und Urlaub zu haben, einfach die freie Zeit, die wir vorgeben zu genießen, wir lieben es, wenn wir satt sind, keinen Hunger oder Durst zu haben, wenn wir uns „clean“ fühlen, keine Schmerzen haben, wenn wir uns unterhalten. Wir sind Menschen!

Wir sind belastbar, durchsetzungsfähig, ehrlich, empathisch, fair, flexibel, geduldig, gewissenhaft, hilfsbereit, innovativ, kommunikativ, konfliktfähig, kreativ, leistungsbereit, lernbereit, loyal, mobil, motiviert, offen, optimistisch, organisiert, proaktiv, resilient / widerstandsfähig, selbstbewusst, selbstständig, sorgfältig, sozial, sportlich, stabil, teamfähig, unternehmerisch, verantwortungsbewusst und zuverlässig.

Wir sind auch arbeitssüchtig, analytisch, diszipliniert, dominant, entscheidungsfreudig, extravertiert, introvertiert, kritisch, perfektionistisch und verträglich.

Wir sind aber auch achtlos, depressiv, einsam, langweilig, leichtsinnig, psychopathisch, schizophren, traurig und unzufrieden.

Es gibt noch so unendlich viel, das ich hier auflisten könnte, und es würde immer noch kein Ende in Sicht

kommen. Wir sind so vieles und sind es nicht – wir können, wenn wir wollen, und wir sollen, wenn wir müssen, sowie wir dürfen, wenn wir fragen.

Die Vernunft ist das, was während unserer Entwicklungsgeschichte vom Bewusstsein herausgearbeitet wurde auf Grundlage eines Miteinanders, ohne das wir bis heute nicht überlebt hätten. Die Vernunft – geboren aus logischem Denken, Empathie und der Erkenntnis der Notwendigkeit des Gemeinsamen – ist es, die uns Menschen zu dem macht, was wir sind.

Selbstverständlich ist sie es nicht allein, aber sie ist es, die uns immer wieder zurückholt auf den vielfach beschriebenen Boden der Tatsachen.

Doch wir wollen weiterschauen, versuchen, die anderen Bausteine zu finden, die uns sagen können, nicht wer, sondern wie wir sind.

Von Aussagen, die den Ausdruck bemühen, werden Auskünfte ganz verschiedener Art erhofft: darüber, was uns von den Affen unterscheidet; darüber, wie unser Reagieren und Handeln zu erklären sind; darüber, welche Auswirkungen unsere Körperlichkeit auf unsere Identität hat; und darüber, wie wir leben sollten. Für den Philosophen sind diese Fragen in der Regel nicht nur auseinander zu halten. Sie sind auch intern zu differenzieren. Genau das passiert innerhalb der verschiedenen philosophischen Disziplinen wie der Wissenschaftstheorie der Biologie, der Handlungstheorie, der Philosophie des Geistes und der Moralphilosophie. Somit erscheint „die Frage nach der menschlichen Natur“ als ein Ruf nach Entdifferenzierungen, den die Philosophie vernünftigerweise nur unbeantwortet lassen kann.

Doch wenn uns die Philosophie hier nur begrenzt weiterhelfen kann, müssen wir wohl oder übel auf andere Erkenntnisse und Anschauungsbilder zurückgreifen.

Die Erkenntnis Darwins, dass Evolution von zufälligen Variationen individueller Organismen abhängt, hat der Aristotelischen zeitlosen Klassifikation der biologischen Arten nach Oberbegriff und unterscheidenden Merkmalen den metaphysischen Boden entzogen. Manchen Philosophen der Biologie zufolge impliziert diese Darwin'sche Einsicht, dass es keine menschliche Natur oder, in der alternativen Formulierung, kein menschliches Wesen gibt.

Könnte es sein, dass sich unser Thema als Folge der Evolutionstheorie mit einem Schlag erledigt hat?

Aus der Grundprämisse der Evolutionstheorie folgt, so die allgemein akzeptierte Sicht in der Evolutionsbiologie, dass Spezies „historische Entitäten“ sind. Damit wird die These zum Ausdruck gebracht, dass die Kernidee, die im Begriff der biologischen Art steckt, die einer gewissen Abstammung ist. Eine Spezies ist lediglich die Gruppe von Organismen, die sich durch ein bestimmtes Segment eines phylogenetischen Baums repräsentieren lässt.

Die „menschliche Natur“ besteht aus den strukturellen Eigenschaften der charakteristischen menschlichen Lebensform. Zu fragen ist nicht, ob der Mensch „der erste Freigelassene der Natur“ oder das „animal rationale“ (Kant), als homo loquens oder eher als „das handelnde Wesen“ (Gehlen) zu charakterisieren ist. Was unter die menschliche Natur fällt, wird sich kaum mit einem einzigen Begriff zusammenfassen lassen. Zu fragen ist stattdessen, wie Eigenschaften wie Freiheit, Vernunft,

Sprache und Handlungsfähigkeit zusammenhängen. Die Aristotelische These, dass die spezifische „politische“ Natur der Menschen davon abhängt, dass sie sprechende Wesen sind, gehört in diesen Zusammenhang.

Nun, die Beschreibung der menschlichen Natur kann man dennoch nicht allein den Philosophen überlassen, wie wir gesehen haben. Es gehören auch Eigenschaften hierher, deren Entdeckung erst durch die Entwicklung der empirischen Wissenschaften möglich wurde. Dazu zählen u.a. die morphologischen Eigenschaften menschlicher Neugeborener und die neurowissenschaftlich weitgehend noch zu erforschenden besonderen Bedingungen der Epigenese selektiv stabiler Synapsen im menschlichen Gehirn. Schließlich gibt es keinen Grund, hier Merkmale auszuschließen, die Menschen mit anderen Tieren teilen. Da die relevante Eigenschaftskonstellation ein Evolutionsprodukt ist, dürfte es selbstverständlich sein, dass sie Eigenschaften enthält, die andere Tiere auch besitzen.

Es ist nun „die menschliche Natur“ oder „das menschliche Wesen“, die bzw. das so vehement von vielen Denkern seit Marx bestritten wird. Der angebliche Mangel an charakteristischer Struktur menschlicher Lebensformen soll jeweils durch die determinierende Macht unterschiedlicher ökonomischer Verhältnisse, durch die „Selbstverständnisse“, die Menschen unter unterschiedlichen Bedingungen entwickeln, und durch die indeterministische Freiheit des Einzelnen erklärt werden. Alle Behauptungen dieser Art müssen auf starken Thesen gründen, die verständlich machen, welche Eigenschaften der Spezies das Fehlen von allgemeinen ethologischen Charakteristiken erklären. Solche Thesen

werden aber selbst Aussagen über die menschliche Natur sein, die sie ja andererseits widerlegen sollen. So gesehen, zeigt sich z.B. der Existentialismus Sartres nicht als Verleugnung der menschlichen Natur, sondern als eine extrem monistische Position, der zufolge das einzige Merkmal, das das menschliche Leben generell strukturiert, die radikal indeterministische Freiheit ist.

Bei allen Autoren, die das gänzliche Fehlen einer menschlichen Natur behaupten, steht in der Regel mehr auf dem Spiel als die deskriptive Frage, ob allgemein ethologische Merkmale der menschlichen Lebensform herausgearbeitet werden können. Auch hier folgt die Diskussion Weichen, die bei Aristoteles gestellt wurden: nämlich durch seine Beimischung einer normativen Komponente in den Begriff des Wesens als eine Bestimmung, die realisiert werden sollte.

Diese Konzeption wird im Hinblick auf „den Menschen“ im ergon-Argument der Ethiken entfaltet. Zweifellos ist es ein – verständliches – Motiv von existentialistisch und hermeneutisch argumentierenden Autoren, solche normativen Festlegungen zurückzuweisen. Es zeugt aber von mangelnder begrifflicher Differenzierung, wenn eine zutreffende Beschreibung der menschlichen Natur deswegen als unmöglich gilt, weil man die aristotelische Voraussetzung übernimmt, dass eine solche Deskription normative Implikationen haben muss. Für eine teleologische Metaphysik besteht ein solcher Zusammenhang; für die postdarwinsche Philosophie nicht.

Der nächste Begriff der menschlichen Natur, den es hier zu unterscheiden gilt, ist eine auf den Menschen angewandte Konzeption der Natürlichkeit. Konsequenterweise versucht man die menschliche Natur

dadurch zu fassen, dass man zunächst den Begriff der Natürlichkeit und dann ihre Anwendung auf „den Menschen“ expliziert.

Aber die spezifischeren Begriffe sind offensichtlich zu eng: wo Menschen Umweltverschmutzung verursachen, ohne es zu merken oder zu wollen, wird das dadurch verschmutzte Stück der Welt nicht natürlicher, als wenn seine Verschmutzung vorsätzlich zustande gekommen wäre. Aber wenn man jede Veränderung durch menschliches Handeln als eine ausschließende Bedingung für die „Natürlichkeit“ des dadurch Zustandekommenen betrachtet, dann gibt es kaum einen natürlichen Gegenstand auf dieser Erde. Die Gestalt, die die Wüsten und die Meere heute haben, ist, wie die gesamten klimatischen Verhältnisse, von menschlichem Handeln mitverursacht.

Trotzdem haben wir einen Begriff von „Natürlichkeit“, den wir nicht geneigt sind, solchen Phänomenen abzusprechen. Diese Neigung ist nicht bloß auf Unwissen um das Ausmaß anthropogener Veränderungen zurückzuführen. Wir können eine gezielt eingerichtete Parkanlage mit Bäumen, Pflanzen und Gras mitten in der Stadt als ein Stück „Natur“ ansehen, obwohl wir genau wissen, dass sie ohne menschliches Zutun nicht existierte.

„Natur“ ist ein gradierbarer Begriff. Vielleicht sind bestimmte Ecken des tropischen Regenwaldes mehr oder weniger so, wie sie gewesen wären, wenn die Evolution den homo sapiens nicht hervorgebracht hätte. Im Unterschied dazu ist der Schwarzwald zum großen Teil das Ergebnis gezielter Anpflanzung. Trotzdem ist der Schwarzwald im relevanten Sinne natürlicher als der Potsdamer Platz. Das liegt daran, dass die Gestalt, die

die Bäume dort einnehmen, auf weite Strecken ohne weitere menschliche Eingriffe zustande kommt. Waldstücke, in denen die Förster gezielt eigene Eingriffe unterlassen, sind in diesem Sinne natürlicher als Waldgebiete, in die sie regelmäßig intervenieren.

Bis zu einem gewissen Punkt haben wir, wenn wir uns sachlich informieren, klare und begründbare Intuitionen hinsichtlich der Natürlichkeit einer Sache. Dabei mag es zunächst so aussehen, als ob der Natürlichkeitsgrad quantitativ, nämlich anhand der Anzahl menschlicher Interventionen (wie oft greift der Förster ein?) entscheidbar sei. Aber spätestens seitdem es technisch möglich geworden ist, in die Tiefenstruktur der Entwicklungsanlagen von Entitäten einzugreifen, scheint es intuitiv klar, dass es in dieser Frage qualitativ unterschiedliche Arten von Eingriffen gibt. Der einmalige Eingriff in den genetischen Code einer Pflanze hat, so scheint es, stärkere Konsequenzen für deren Natürlichkeit als ihr regelmäßiges Gießen.

Ich möchte hier bewusst einen Schlusstrich ziehen bezüglich weiteren Ausführungen und logischer Erklärungen unserem Beobachtungsobjekt gegenüber; von jedweder Warte aus könnten wir weitergehen und angeblich durch die Veränderung unserer Perspektive uns anders der Natur des Menschen nähern. Doch haben Sie nicht auch dieses komische Gefühl, als würden wir uns im Kreis drehen? Als würden wir viel reden aber nichts sagen?

„*Siehe dort den Menschen!*“ (oder auch „*sehst, welch ein Mensch!*“) – wie ist er uns bekannt und doch so unbekannt.

Wie wir gesehen haben, bringt uns die Philosophie nur bedingt weiter; wir sollten daher die Brille der Philosophie ablegen und schauen, ob wir uns anderer visueller Werkzeuge wie Mikroskop oder gar Teleskop zuwenden können oder vielleicht auch einfach die Sinne wechseln...

Die Genetik, insbesondere die molekulare Phylogenieforschung, lässt ebenso wenig wie die morphologischen und physiologischen Analysen eine Sonderstellung des Menschen erkennen. Im Gegenteil, sie ordnen den Menschen nahezu nahtlos in die Entwicklungslinien des Lebens ein und platzieren ihn als sehr nahen Verwandten von Schimpanse und Bonobo. Auch viele Verhaltensweisen bei Mensch und Tier sind offensichtlich genetisch gesteuert und beruhen auf gemeinsamer Evolution. Vergleichende Untersuchungen belegen aber, dass die menschliche Natur weder vollständig genetisch determiniert ist, noch alleine durch das Milieu oder Lernen erklärt werden kann.

Über die Frage: "Wo kommen wir her?" oder "Was sind wir Menschen eigentlich für Lebewesen?" denken Menschen vermutlich schon so lange nach, wie Menschen existieren. Erklärungen reichen von der Genesis im Alten Testament über diverse Schöpfungsmythen in fast allen andern nichtchristlichen Kulturen bis hin zur modernen Evolutionsbiologie.

Aus Sicht der Zoologie kann es keinen Zweifel geben, dass der Mensch, *Homo sapiens*, zur Klasse der Säugetiere und zur Ordnung der Primaten zählt und größte morphologische Ähnlichkeiten mit den Menschenaffen, insbesondere Schimpanse (*Pan troglodytes*) und Bonobo (*Pan paniscus*), aber auch zu Gorilla (*Gorilla gorilla*) und Orang Utan (*Pongo pygmaeus*) aufweist.

Primaten teilen mit dem Menschen nicht nur eine ähnliche Morphologie, sondern auch eine sehr enge Verwandtschaft in ihrer Physiologie und Biochemie. Wie jede andere Tierart auch kann man Homo sapiens in das systematische Ordnungssystem der Tierwelt einfügen. Homo sapiens wird darin als monotypische Gattung Homo geführt.

Der einzelne Mensch ist veränderbar – die Spezies Mensch gilt spätestens seit der Etablierung der Evolutionstheorie ebenfalls als veränderbar – und dennoch ist zu fragen, ob sich gegen die scheinbare Maßlosigkeit einer keine Grenzen anerkennenden Theorie der Veränderbarkeit von Menschen eine unhintergehbare Grenze behaupten lässt, die zudem eine normative Kraft zu entfalten vermag. Der Rekurs auf die Natur des Menschen ist im Zusammenhang bioethischer Fragestellungen durchaus plausibel, denn nichts scheint dem Menschen natürlicher zu sein als die Natur des Menschen.

Doch nur wenige Begriffe sind derart uneindeutig, wie die Natur oder gar die Natur des Menschen. Was ist überhaupt die Natur in Bezug auf den Menschen? Lässt sie sich im gleichen Sinn und im gleichen Maß als objektiver Seinzusammenhang begreifen wie die von den Naturwissenschaften vergegenständlichte Natur? Ist die Natur des Menschen in Eins zu setzen mit dem Wesen des Menschen? Und überhaupt, was kann natürlich sein für ein Wesen, das sich als ein hervorbringendes, gestaltendes, Zwecke setzendes, schöpferisches, kulturschaffendes Wesen vor anderen auszeichnet? Dass eine Rückbeziehung der Bioethik auf die Natur des Menschen ohne eine Aufklärung der Bedeutung der Natur für den Menschen kein sinnvolles Unterfangen ist, wird schon mit diesen wenigen, knappen Fragen deutlich.

Eine weitere These der Natur des Menschen ist, dass die Vorstellung von dem Menschen und seiner Natur eine ideologische Grundstruktur der bürgerlichen Gesellschaft bildet – nichts Anderes ist das, was wir allgemein Kultur nennen; aber darauf werden wir im nächsten Kapitel eingehen und hier nichts vorwegnehmen, solange nicht unsere Frage „Wie sind wir?“ ausreichend beantwortet ist.

Nun, wir befinden uns mittlerweile noch immer im ersten Kapitel dieses Buches, nähern uns mit ruhigem Schritt der Seite 100 und sollten doch normalerweise bis hierher einiges erfahren haben über das „Wie?“, oder? Soviel sei vorweggenommen, dass wir sagen können: Vernunft und Kultur gehören auf jedem Fall zu den Ingredienzien unseres Beobachtungsgegenstandes. Doch was haben wir noch entdeckt? Wir haben einiges über den Menschen an sich erfahren, Dinge, die in unseren Kategorien „Philosophie“, „Evolution“, „Menschenbilder“ und „Denksysteme“ einzuordnen sind; all dieses hat unseren Erkenntnisstand gefördert, sofern wir all dies hier vorher noch nicht wussten.

Doch reicht das? Ich denke nicht.

Wir werden wohl oder übel noch ein paar Seiten für dieses Kapitel aufwenden müssen, ob wir wollen oder nicht; denn das, was ich mit diesem Buch aufzeigen möchte, ist nicht eine Zusammenfassung verschiedener Denkrichtungen und Ansichten, sondern ich will mich der Natur des Menschen auf jenem Wege nähern, der sowohl eine gewisse Form von Objektivität entspricht, als auch den wahren Funken entgegenkommt, den wir Menschlichkeit nennen – was auch immer wir am Ende hierbei erwarten dürfen...

Wie sind wir denn nun? Philosophie hin oder her – wir brauchen etwas Greifbares, etwas Haptisches, das uns die Fragen und die daraus resultierenden möglichen Antwortversuche greifbar machen, und zwar be-greif-bar.

Schütteln wir also alles ab, was bisher an uns haften geblieben ist, und tauchen erneut ein in die unsagbaren Tiefen der menschlichen Natur!

Lassen Sie uns tiefer gleiten, und schauen, was diese erste Frage „Wie sind wir?“ mit uns selbst macht.

Menschen lügen und betrügen, sie bauen Massenvernichtungswaffen, sie schließen Grenzen vor Hilfsbedürftigen und spekulieren auf Grundnahrungsmittel. Menschen sind, so eine allgemeine Annahme, im Kern ihres Wesens nicht moralisch, sondern nur am eigenen Überleben und Gewinn interessierte Egoisten.

Aber eigentlich sind Menschen auch ganz in Ordnung. Es ist nämlich nicht die sogenannte Zivilisation, die uns zwingt, nett zu sein, sondern ganz anders: soziales Verhalten liegt in unserer Natur.

Doch welche Sicht der Dinge macht uns nun zu dem, wie wir sind? Müssen wir weitergehen? Ich denke, ja.

Schauen wir auf die oben angeführten Statements, können wir sie weiter ausführen mit rührenden Beispielen der zwischenmenschlichen Hilfsbereitschaft nach großen Katastrophen, verhaltenspsychologischen Experimenten, die den Menschen im Vergleich zum Affen vor allem als soziales Lebewesen entlarven, und Untersuchungen über die Tatsache, dass erstaunlich viele Soldaten in Kriegen keinen einzigen Schuss abfeuern.

Wenn man – wie viele Menschen auf dem ganzen Planeten zu allen Zeiten - behauptet, der Mensch sei "im Grunde gut", ist die große Frage natürlich: wie kommt es dann zu Krieg, zu Genoziden, zu Massenmorden – oder, in Deutschland, wie erklären wir den Holocaust? Menschen sind erst einmal biologisch darauf ausgerichtet, zu aller Erst einmal Angst zu haben. Angst löst vieles in uns aus, was wir in unserer Entwicklung bitter nötig hatten, um schneller als der Löwe oder die Schlange zu sein, denn Angst wirkt stärker als andere Gefühle: man hat in der Natur lieber einmal zu viel Angst vor der Schlange als einmal zu wenig.

Hinzu kommt das Narrativ des bösen Menschen: dieses spielt letztlich nur den Mächtigen in die Hände, denn, wenn wir schlecht sind, dann braucht es Herrscher, CEOs und die Bürokratie, weil wir einander nicht vertrauen können. Doch dieses sind alles Strukturen der sogenannten Zivilisation. Immer wieder liest man heutzutage über den Übergang vom Leben der Jäger und Sammler hin zum sesshaften Leben als eine Katastrophe für den Menschen. Mit der Sesshaftigkeit kamen Krankheiten, Kriege und Unterdrückung, also lauter Phänomene, die zuvor fast unbekannt waren.

Aber besonders nach dem Zweiten Weltkrieg gab es diesbezüglich große Fortschritte, deshalb denke ich, dass wir noch nicht wissen können, ob die Zivilisation ein Segen oder ein Fluch für uns Menschen ist. Es ist einfach noch zu früh, um das zu beurteilen. Wenn wir die großen Fragen unserer Zeit angehen wollen, sei es den Umgang mit sich verändernden Zuständen des Wetters beispielsweise oder auch und besonders der Armut, dann brauchen wir in unserer zivilisierten Welt ein neues Menschenbild, denn woran man glaubt, macht einen riesigen Unterschied. Schickt man zum

Beispiel nach einer Flutkatastrophe Hilfe nach New Orleans – oder das Militär? Glaubt man, dass wir gemeinsam ein Problem angehen – oder dass die anderen uns nur ausnutzen wollen?

In diesem Sinne wäre möglicherweise einmal darüber nachzudenken, das Wort "realistisch" im Bezug auf den Menschen neu zu definieren. Es ist relativ wahrscheinlich, dass die meisten Menschen Realismus mit Zynismus gleichsetzen; wenn jemand sagt: "Da musst du realistisch sein", bedeutet das: "Mach dir keine großen Hoffnungen." Es sind Sätze, um Menschen als naiv darzustellen, doch eigentlich es die Zyniker, welche naiv sind: wenn man sich all die Belege anschaut, die wir dafür mittlerweile haben, lässt sich diese Haltung sehr gut verteidigen.

Menschen verändern sich mit sich verändernden Umständen. Aber bedeutet das, dass es so etwas wie eine "Natur des Menschen" vielleicht gar nicht gibt oder würde man vielleicht ernste Probleme bekommen, wenn man sie letztlich ganz und gar leugnet? Zuerst einmal kann das dazu führen, dass man Menschen als komplett manipulierbar betrachtet. Man könnte dann daraus schließen, dass ein totalitäres Regime, welches vollständig die Medien und das Aufziehen der Kinder kontrolliert, aus Menschen machen könnte, was es wollte und so jede Möglichkeit der Revolte vernichten würde. Aber es gibt genug Anhaltspunkte dafür, daß das nicht der Fall ist. Weder in Hitlers Deutschland noch in Stalins Russland – die beiden totalitärsten Regimes, die je existiert haben – waren die Herrscher in der Lage, allen Widerstand und alle Gedanken zu unterdrücken. Sogar in den Konzentrationslagern haben die Menschen gekämpft.

Es gibt immer eine Grenze für die staatliche Gehirnwäsche, und diese Grenze ist unter anderem dann erreicht, wenn die Unterdrückung durch den Staat im Widerspruch zu den natürlichen Grundbedürfnissen von Menschen steht.

So zu tun, als gäbe es nicht so etwas wie eine Natur des Menschen, ließe weiterhin darauf schließen, dass es keine gemeinsamen Charakter-Eigenschaften von Menschen gibt, die sie von anderen Wesen trennen. Das ist natürlich nicht der Fall, wie wir schon gesehen haben, denn, wenn er es wäre, wäre es unmöglich überhaupt von der menschlichen Art oder allgemein von der Menschheitsgeschichte zu sprechen.

Lassen Sie uns gemeinsam noch einmal ein wenig zurückgehen: was kann nun wirklich über die Natur des Menschen gesagt werden?

Wir müssen mit der Biologie anfangen; ich denke, da sind wir uns einig. Es ist klar, dass Menschen eine gesonderte biologische Art sind, die einen völlig eigenen genetischen Code besitzt. Dieser genetische Code bestimmt die grundlegenden physischen Strukturen der Menschen.

Letzten Endes ist natürlich nicht mal diese biologische Natur festgelegt oder immerwährend. Aber die Zeitstufen in der Evolution vollziehen sich extrem langsam und innerhalb einer ganz anderen Ordnung als die in der historischen Entwicklung. Menschliche Wesen unterscheiden sich heute biologisch nicht grundlegend von denen vor 10.000, 20.000 oder sogar 30.000 Jahren. Diese physische Natur stattet Menschen mit gewissen gemeinsamen Bedürfnissen und Fähigkeiten aus, die die Grundlage der menschlichen Natur bilden.

Die grundlegendsten und unbestreitbarsten dieser Bedürfnisse sind die nach Luft, Nahrung und Wasser, gefolgt von denen nach Kleidung, Schutz und Wärme. Es gibt das Bedürfnis nach Schlaf, nach irgendeiner Form von Eltern, da Menschen, im Gegensatz zu tierischen Spezies, mehrere Jahre benötigen, um auch nur ein Minimum an Selbständigkeit zu erlangen, nach Sex, um die Art fortzupflanzen usw.

Die Fähigkeiten schließen die fünf Sinne ein, ein großes Gehirn, die Fähigkeit, aufrecht zu gehen, eine Hand, die genaues manuelles Arbeiten gestattet, Stimmbänder, die Sprache möglich machen usw. Man könnte jetzt einwenden, dass nicht alle Menschen diese Fähigkeiten besitzen – einige werden blind geboren, andere taub oder anderweitig behindert – das aber sind spezielle Ausnahmen.

Diese Bedürfnisse und Fähigkeiten, die alle Menschen in allen Gesellschaften zu jeder Zeit während der letzten 20 – 30.000 Jahre gemeinsam hatten, legten den Grundstein für die Natur des Menschen. Es ist aber die besondere Weise, in der die Fähigkeiten zur Befriedigung der Bedürfnisse benutzt werden, die Menschen von allen anderen Spezies unterscheidet. Die Menschen befriedigen ihre Bedürfnisse, indem sie zusammenarbeiten, um systematisch die Mittel zu produzieren, die sie am Leben erhalten.

Natürlich arbeiten auch Tiere – in einem gewissen Sinn: Eichhörnchen sammeln Nüsse, Löwen jagen, Biber bauen Dämme, Vögel konstruieren Nester, Termiten bauen Termitenhügel, von einigen Affen weiß man sogar, dass sie Stöcke als Werkzeuge benutzen usw. Die menschliche Arbeit aber entwickelte sich nach und nach zu etwas qualitativ Fortgeschrittenerem als das.

Die systematische und bewusste Produktion von Werkzeugen – als Produktionsmittel bekannt – steigerte die Produktivkräfte der Arbeit enorm.

Während die tierische Arbeit überwiegend instinktiv bleibt und dementsprechend über Generationen hinweg wiederholt wird, ist die menschliche Arbeit erlernt und entwickelt sich – zuerst langsam und dann in einem immer schnelleren Tempo. Die tierische Arbeit lässt die Umwelt so gut wie unverändert oder ändert sie nur sehr begrenzt, die menschliche Arbeit aber wandelt die Umwelt fortlaufend um. Auch der soziale Charakter der Arbeit ist von grundlegender Bedeutung. Es war der griechische Philosoph Aristoteles, der den Menschen als ein „soziales Tier“ kennzeichnete, und in der Tat haben Menschen schon immer in Gruppen gelebt, niemals als isolierte Individuen. In gleicher Weise ist ihre Arbeit schon seit frühester Zeit immer von Natur aus sozial und kooperativ gewesen. Als zum Beispiel die frühen Steinzeitmenschen nach Großwild gejagt haben, handelten sie so gemeinschaftlich wie eine Nomadenhorde oder -gruppe.

Höchstwahrscheinlich war es diese Zusammenarbeit, die zu einer weiteren grundsätzlichen Eigenschaft menschlicher Wesen führte, der Entwicklung der Sprache. Jede bekannte menschliche Gesellschaft hat sich zum Stadium entwickelt, wo sie eine Sprache von ansehnlicher Komplexität besitzt. Umgekehrt hat die Sprache entscheidende Bedeutung für die Entwicklung des gesellschaftlichen Bewusstseins der Menschen. Dadurch kann Kultur erlernt und von einer Generation an die nächste weitergegeben werden.

Jetzt können wir die Hauptmerkmale der "menschlichen Natur" zusammenfassen - oder? Lassen Sie es uns

einmal versuchen: Menschen sind eine eigene biologische Art mit bestimmten gemeinsamen Grundbedürfnissen, die durch soziale Zusammenarbeit befriedigt werden, was zur Entwicklung von Sprache, Sozialbewusstsein und Kultur führt.

Der wichtigste Punkt in dieser Definition der menschlichen Natur ist, dass sie, während sie bestimmte Kontinuitäten feststellt, auch ein dynamisches Element in der Form der gesellschaftlichen Arbeit enthält.

Indem Menschen die Umwelt verändern, verändern sie sich auch selbst und ihre Beziehungen zu anderen.

So wie sie ihre Fähigkeiten gebrauchen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, so steigen und entwickeln sich auch ihre Fähigkeiten, und so wie bestimmte Grundbedürfnisse befriedigt werden, erweitern sich diese Bedürfnisse und neue Bedürfnisse entstehen. Das Bedürfnis nach Nahrung als solcher wird zum Bedürfnis nach Nahrung einer bestimmten Qualität, und das Bedürfnis nach Kleidung entwickelt sich vom Bedürfnis nach Leder und Fell zum Bedürfnis nach Geld, um sich schon fertige Kleider im Geschäft zu kaufen.

Wie sich die Produktionsweise ändert, so ändert sich die Organisation der Gesellschaft. So wie wir uns vom Jagen und Sammeln über den Ackerbau zur Manufaktur und Industrie begeben, kommen wir vom kleinen Nomadenklan, über die Siedlungen zur Stadt und zur modernen Nation. In diesem Prozess haben sich auch das menschliche Verhalten und die Einstellungen der Menschen radikal verändert.

Marx schrieb im Kommunistischen Manifest:

*„Bedarf es tiefer Einsicht, um zu begreifen, dass mit den Lebensverhältnissen der Menschen, mit ihren gesellschaftlichen Beziehungen, mit ihrem gesellschaftlichen Dasein, auch ihre Vorstellungen, Anschauungen und Begriffe, mit einem Wort, auch ihr Bewusstsein sich ändert?“*

Es trifft also nicht zu, dass man die Natur des Menschen nicht verändern kann, so können wir meinen – und ich denke, wir gehen damit richtig in der Annahme. Die Fähigkeit, sich zu verändern und zu entwickeln, ist ein grundlegender Bestandteil der menschlichen Natur. Es ist sogar einer der Schlüsselfaktoren, die den Menschen von anderen Tieren unterscheidet.

Und weiter: wenn das Wesen des Menschen so ist, wie wir es beschrieben haben, macht es sie dann grundsätzlich "gut" oder "schlecht"?

Die Antwort ist: weder noch.

Die ursprüngliche Bedeutung von "gut" ist, ob etwas dem Wesen des Menschen dient, weil es seine Bedürfnisse befriedigt und seine Entwicklung fördert.

Die ursprüngliche Bedeutung von "schlecht" ist, ob sich etwas dem Wesen des Menschen entgegenstellt, weil es seine Bedürfnisse nicht befriedigen kann und seine Entwicklung behindert.

Das ist der Grund dafür, dass das, was die Menschen für "gut" und "schlecht" halten, sich in verschiedenen historischen Phasen voneinander unterscheidet. Die Umstände verändern sich, die menschlichen Bedürfnisse verändern sich und ihre Moral ebenso. Das gleiche gilt für soziale Klassen zur selben Zeit – ihre Lebensbe-

dingungen unterscheiden sich voneinander, ihre Interessen stehen sich feindlich gegenüber, und deshalb entwickeln sie auch verschiedene Moralvorstellungen.

Und jetzt – ich weiß, ich bin diesbezüglich unmöglich! – müssen wir doch noch einmal zurückblicken auf die Philosophie, und besonders auf einen Teilaspekt dessen, der Philosophischen Anthropologie. Sie ist das Fachgebiet der Philosophie, das sich mit dem Wesen des Menschen befasst. Als eigene Fachrichtung ist die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstandene Philosophische Anthropologie eine vergleichsweise junge Disziplin; Gegenstand und Fragestellungen, mit denen sie sich befasst, wurden aber auf unterschiedliche Weise größtenteils bereits in früheren Abschnitten der Menschheitsgeschichte reflektiert. Dennoch erzeugte Max Scheler als Mitbegründer der modernen Philosophischen Anthropologie beträchtliche Resonanz mit der Feststellung:

*„Wir sind in der ungefähr zehntausendjährigen Geschichte das erste Zeitalter, in dem sich der Mensch völlig und restlos problematisch geworden ist: in dem er nicht mehr weiß, was er ist; zugleich aber auch weiß, dass er es nicht weiß.“*

Die der philosophischen Anthropologie zugrundeliegende Frage nach dem Wesen des Menschen zählt sicherlich zu einer der wichtigsten und spannendsten Fragen der Philosophie. Ist sie aber so grundlegend, dass die philosophische Anthropologie zur allen anderen philosophischen Disziplinen vor- oder überzuordnenden *prima philosophia* oder – etwas bescheidener – zu einer die philosophischen Teildisziplinen umfassenden und integrierenden „Superdisziplin“ erklärt werden kann? Die Antwort lautet meines Erachtens: nein. Man muss nicht erst geklärt haben, was der Mensch ist, um

Logik und Erkenntnistheorie, Ästhetik und Moralphilosophie betreiben zu können. Die Philosophie der griechischen Antike beginnt, nach dem, was uns überliefert ist, als Philosophie der Natur, nicht als Anthropologie. Und auch in der groß geschriebenen Philosophischen Anthropologie Max Schellers, Helmuth Plessners und Arnold Gehlens, die nach wie vor das höchste Theorieniveau philosophischer Anthropologie darstellt, ist die Frage nach dem Menschen in die weiteren Zusammenhänge einer Philosophie der Natur bzw. sämtlicher Lebensformen eingebettet. Zwar findet sich bei Kant zu Beginn seiner Logik ein gegenläufiges Programm, das die Frage nach dem Menschen als umfassende Klammer der drei Grundfragen der Kritischen Philosophie („Was kann ich wissen?“, „Was soll ich tun?“, „Was darf ich hoffen?“) ausweist; dieses Programm hat Kant aber weder in seiner Anthropologie noch in seiner Moralphilosophie eingelöst. Trotz aller anthropologischen Bestandteile entwirft Letztere das Programm einer universalistischen Ethikbegründung, die nicht bei den artspezifischen Besonderheiten des Menschen ansetzt, sondern für alle – uns bekannten wie unbekannt – Vernunftwesen (Gott, Engel, vielleicht aber auch manche Tiere oder außerirdische Lebensformen) gelten soll. Sofern es gerechtfertigt ist, die philosophische Anthropologie als integrativ-umfassende Disziplin zu bezeichnen, gilt dies also nicht innerhalb der Philosophie selbst.

Wie steht es mit dem Verhältnis der philosophischen Anthropologie zu den anderen Wissenschaften vom Menschen? Schon ein erster Blick führt auf eine Vielzahl von Ansätzen und Disziplinen. Neben der philosophischen Anthropologie haben sich kulturelle bzw. ethnologische, historische, pädagogische, politische, theologische und medizinische Anthropologie etabliert

– um nur die wichtigsten zu nennen. Hinzu kommen Disziplinen wie Soziobiologie, Evolutionsbiologie, Paläontologie etc., die die Anthropologie zwar nicht im Namen tragen, aber humanwissenschaftliche Untersuchungen durchführen. Meine These lautet, dass philosophische Anthropologie bezüglich dieser Vielfalt von Disziplinen und Ansätzen integrativ wirken kann und sollte. Diese Forderung ist auf den holistischen Charakter der Philosophie im Allgemeinen wie der philosophischen Anthropologie im Besonderen zurückzuführen. Wie sich die Philosophie grundsätzlich mit allen Themenbereichen befassen kann, ist auch die philosophische Anthropologie – im Gegensatz zu manchen Einzelwissenschaften vom Menschen – auf die Gesamtheit menschlicher Lebensvollzüge und deren Rahmenbedingungen ausgerichtet.

Diese holistische Ausrichtung kommt besonders deutlich in der Philosophischen Anthropologie der 1920/30er Jahre zum Ausdruck, der es um ein ganzheitliches Bild vom Menschen und den Versuch einer empirisch unterfütterten Wesensbestimmung ging, was durch die Berücksichtigung verschiedener Ansätze und Disziplinen erreicht werden sollte. So spricht etwa Plessner von einer „*methodische[n] Gleichwertigkeit aller Aspekte, in denen menschliches Sein und Tun sich offenbart, für die sogenannte Wesenserkenntnis vom Menschen*“.

Eine in diesem Sinne holistische, sämtliche Wissenschaften vom Menschen einbeziehende und insofern integrative Anthropologie könnte versucht sein, Vergleiche zwischen den verschiedenen Ansätzen und Disziplinen vorzunehmen, um daraus im Sinne einer Enzyklopädie umfassende Erkenntnisse über den Menschen zu gewinnen. Dieser Versuch steht jedoch vor dem Problem, dass schon ein systematischer Vergleich

kaum in der Lage ist, das gesamte Material, das in diesem Zusammenhang berücksichtigt werden müsste, vollständig zu überblicken und sachgerecht zu beurteilen. Philosophische Anthropologie kann daher keine "Superdisziplin" sein, die einzelwissenschaftliche Ergebnisse enzyklopädisch zusammenzufassen vermöchte. Gleichwohl kommt ihr in zweierlei Hinsicht eine integrative Funktion zu. Zum einen ist sie zur Absicherung ihrer Überlegungen auf die Ergebnisse der empirischen Humanwissenschaften angewiesen, die sie so weit wie möglich in ihre Antworten auf die Frage nach dem Wesen des Menschen einbeziehen muss. Dass es sich hierbei um die Einbeziehung bereits vorliegender Ergebnisse handelt, hat Jürgen Habermas in einem frühen Lexikonartikel dazu gebracht, die philosophische Anthropologie als „reaktiv“ zu bezeichnen. Diese Bezeichnung ist allerdings insofern missverständlich, als sie den Eindruck befördern kann, die philosophische Anthropologie sei eine weitgehend passiv-rezeptive Disziplin. Eine solche Einschätzung wäre jedoch unzutreffend. Denn die philosophische Anthropologie entwickelt aufgrund ihrer holistischen Ausrichtung genuin philosophische Antworten auf die Frage nach dem Wesen des Menschen.

Zum anderen prädestiniert sie ihre holistische Ausrichtung dazu, nicht nur einzelne Ergebnisse, sondern auch die Perspektiven der verschiedenen Humanwissenschaften zusammenzuführen und kritisch zueinander in Beziehung zu setzen.

Der Anspruch, ein Bild vom Menschen in der Vielfalt seiner Möglichkeiten zu zeichnen, legt eine Zusammenführung der verschiedenen Teilperspektiven und Teildisziplinen zu einem umfassenden Forschungsprogramm nahe, dessen Konzeption wesentlich von der

Philosophie her zu entwerfen ist, da eine die Gesichtspunkte der Einzelwissenschaften übergreifende ganzheitliche Perspektive nur aus ihr heraus entwickelt werden kann. Bei der Wahrnehmung dieser Funktion ist jedoch Bescheidenheit geboten: Unter Zurückweisung enzyklopädischer Ansprüche kann es lediglich darum gehen, Verbindungspunkte zwischen den verschiedenen Disziplinen und Ansätzen zu etablieren und dadurch disziplinübergreifende Projekte zu fördern.

Eine in diesem Sinne integrative philosophische Anthropologie erscheint daher nicht als neue Paradedisziplin, sondern als Impulsgeber interdisziplinärer Forschung. Dabei kommt ihr auch eine kritische Funktion zu, wenn sie methodologisch-wissenschaftstheoretische Überlegungen anstellt. Diese kritische Funktion ist deshalb von Bedeutung, weil zwischen den verschiedenen humanwissenschaftlichen Ansätzen und Disziplinen methodologische Spannungen bestehen, die – soll eine integrative Anthropologie möglich sein – abgebaut werden müssen. In grober Unterscheidung sind es vier Gegensatzpaare, an denen sich die methodischen Differenzen der verschiedenen Ansätze festmachen lassen. So suchen erstens philosophische und theologische Ansätze nach einem universellen Wesen, einer unveränderlichen Natur des Menschen. Auf der anderen Seite beschränkt sich die historische Anthropologie darauf, individuelle Typen herauszuarbeiten, deren Aussagekraft auf eine bestimmte Gesellschaft in einer bestimmten Epoche begrenzt ist. Sie erforscht etwa, wie zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Kulturen mit dem eigenen Körper, mit der geschlechtlichen Identität oder mit Phänomenen wie Geburt, Tod und dem Fremden umgegangen wurde.

Die von der historischen Anthropologie geäußerte Kritik an einer kultur- und epochenübergreifenden Wesenserkenntnis des Menschen ist zwar in Teilen berechtigt, greift aber nicht so tief, dass der Begriff einer menschlichen Natur verabschiedet werden müsste. Letzterer kann beibehalten werden, wenn man mit Plessner versteht, dass es sich dabei nicht um mehr als eine offene Strukturdefinition handeln kann. Der Begriff einer Natur bzw. eines Wesens muss dynamisch gedacht werden; seine inhaltliche Füllung bleibt notwendig geschichtlich unabgeschlossen und damit Gegenstand fortwährender Auseinandersetzung zwischen den Angehörigen verschiedener Kulturen, Epochen und Disziplinen.

Weitere methodologische Spannungen betreffen das Gegenüber naturwissenschaftlicher und geistes- bzw. kulturwissenschaftlicher Ansätze, den Gegensatz zwischen einer in den meisten Humanwissenschaften vorherrschenden empirischen und einer manchen philosophischen oder theologischen Bestimmungen des Menschen zugrunde liegenden apriorischen (transzendentalen bis metaphysischen) Ausrichtung der Anthropologie sowie die Frage, ob eine Anthropologie rein deskriptiv verfahren muss oder ob sie (z.B. in handlungsleitenden Menschenbildern) auch normative Aspekte beinhalten darf. In ihrer Methodologie-kritischen Funktion richtet sich eine integrativ verstandene philosophische Anthropologie sowohl gegen überschießende Alleinvertretungs- oder Letztbegründungsansprüche (z.B. einer metaphysisch-spekulativen Anthropologie) als auch gegen verengte oder zu kleinteilig gedachte Perspektiven (wie den reduktionistischen Versuchen einer biologistischen oder kulturalistischen Anthropologie oder einer zu eng gefassten historischen Anthropologie). Als

zentraler Richtpunkt dient ihr die in Strukturdefinitionen anzudeutende Mehrschichtigkeit und Vieldimensionalität der menschlichen Natur.

So sind wir nun erneut an einem Punkt angekommen, wo ich die Fragen aufwerfen will: sind wir nun schlauer? Wissen wir mehr? Haben wir nun einen Überblick? Besitzen wir nun ein Fundament, auf dem wir weiter aufbauen können?

Die Antwort ist relativ einfach: ja und nein und jein.

Doch anstatt nun alle drei Antworten weiter auszuführen, plädiere ich hier an dieser Stelle dafür, ins nächste Kapitel vorzustoßen.

## Kapitel 2: Warum sind wir so?

Im eigenen Spiegelbild sehen wir tagtäglich über 500 Millionen Jahre Evolutionsgeschichte. Das gilt für den Körperbau, aber auch für die Art, zu fühlen und zu denken. Immer schon waren Menschen brennend daran interessiert, wer sie sind, woher sie kommen, wohin sie gehen. Die moderne Biologie bietet dafür immer mehr konkretere und umfassendere Antworten als je zuvor. Nur der vergleichende Blick kann erklären, was uns eigentlich zu Menschen macht.

Immer noch sehen sich Menschen als "Krone der Schöpfung", als besser und überlegen, obwohl sie doch die allermeisten ihrer Merkmale mit anderen Tieren teilen. Zu erkennen, wer wir sind, braucht es den Vergleich mit den anderen Tieren - und so werden wir früher oder später auch erkennen müssen: Menschen sind ja auch nur Tiere.

Doch eines nach dem anderen.

*„Die Menschen sind böse; eine traurige und fortdauernde Erfahrung erübrigt den Beweis; jedoch, der Mensch ist von Natur aus gut, ich glaube, es nachgewiesen zu haben“*, heißt es in Jean-Jacques Rousseaus "Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen". Die Gesellschaft Sorge dafür, so der Philosoph, dass sich der Mensch von seiner Natur entfremde.

Glaubt man der Mehrheit der Deutschen, könnte Rousseau recht haben. Denn in einer aktuellen Umfrage gab die Mehrheit der Menschen an, der Mensch sei von Natur aus gut. Aber auch die Aussage, dass die menschliche Natur eher flexibel (und nicht unveränderlich) sei, erhielt eine Mehrheit.

Insgesamt halten 59 Prozent der Befragten den Menschen von Natur aus für gut, 21 Prozent sagen, er sei schlecht. Dabei wächst der Anteil der ersteren Gruppe mit dem Alter: Während lediglich 47 Prozent der 18- bis 24-Jährigen den Menschen für grundsätzlich gut halten, sagen dies immerhin 69 Prozent der Über-55-Jährigen.

Interessant: Während die These des "edlen Wilden", des von Natur aus guten Menschen, der erst von der Gesellschaft verdorben wurde, zu Rousseaus Zeiten auch von den Kirchen abgelehnt wurden, sind es heute vor allem auch die katholischen Christen, die besonders häufig der Meinung sind, dass der Mensch im Grunde gut sei. 66 Prozent von ihnen vertreten diese These, 19 Prozent sagen, der Mensch sei von Natur aus schlecht. Auch die Meinung, dass die menschliche Natur eher flexibel ist, ist in höheren Altersgruppen weiterverbreitet: 75 Prozent der Über-55-Jährigen sind dieser Meinung, aber nur 57 Prozent der 18- bis 24-Jährigen.

Doch ob wir nun „gut oder böse“, „flexibel oder unveränderlich“ sind, all dieses ist nur im jeweiligen kulturellen Umfeld zu betrachten, keinesfalls pauschal.

Fragen hingegen wie « Woher kommen wir? Was sind wir? Wohin gehen wir? », sind so alt wie die Menschheit selbst, könnte man meinen, denn nicht nur der Künstler Paul Gauguin stellte sie sich, sondern viele, viele vor und auch nach ihm. Was Paul Gauguin jedoch auf der Leinwand seines tahitischen Meisterwerks in größtmögliche Schlichtheit fasste, sind tatsächlich die zentralen Fragestellungen von Religion und Philosophie. Werden wir sie jemals beantworten können? Mitunter scheint es nicht so. Oder vielleicht doch? Könnte gerade hier und jetzt der Punkt sein, wo wir uns näher und näher der

möglichen Antwort oder vielleicht sogar auch Antworten anschleichen?

Die Menschheit von heute gleicht einem Tagträumer, gefangen zwischen den Einbildungen des Schlafs und dem Chaos der wirklichen Welt. Wir sind geistig auf der Suche, können aber Ort und Zeit nicht exakt festmachen. Wir haben eine Star-Wars-Zivilisation erschaffen, unterliegen aber zugleich steinzeitlichen Emotionen, besitzen mittelalterliche Institutionen und eine gottgleiche Technologie. Wir teilen nach allen Seiten aus. Wir sind furchtbar verunsichert von der schlichten Tatsache unserer Existenz, und wir sind eine Gefahr für uns selbst und das übrige Leben.

Die Religion wird dieses große Rätsel niemals lösen – sie versucht es seit Anbeginn und ist nicht sehr weitergekommen als vor ewigen tausend Jahren schon der Kenntnisstand war. Seit der Altsteinzeit hat jeder Volksstamm – und davon gab es Abertausende – sich seinen eigenen Schöpfungsmythos zugelegt. In dieser langen Traumzeit unserer Vorfahren haben übernatürliche Wesen zu Schamanen und Propheten gesprochen. Sie offenbarten sich den Sterblichen verschiedentlich als Gott, als Göttervolk, als göttliche Familie, als Großer Geist, als Sonne, als Ahnengeister, oberste Schlangen, Hybriden von allerlei Tieren, Chimären aus Mensch und Tier, allmächtige Himmelsspinnen – als alles, was sich irgend in den Träumen, Halluzinationen und der fruchtbaren Phantasie der spirituellen Führer heraufbeschwören ließ. In ihre Ausformung spielte zum Teil die Umwelt ihrer Erfinder hinein. In Polynesien stammten Götter den Himmel von Land und Meer ab, und es folgte die Schöpfung des Lebens und der Menschheit. In den wüstenbewohnenden Patriarchaten von Judentum, Christenheit und Islam entwarfen die

Propheten wie zu erwarten einen göttlichen, allmächtigen Patriarchen, der über heilige Schriften zu seinem Volk spricht.

Die Schöpfungsgeschichten verschafften den Mitgliedern jedes Stammes eine Erklärung für ihre Existenz. Damit fühlten sie sich über alle anderen Stämme hinaus geliebt und geschützt. Im Gegenzug verlangten ihre Götter absoluten Glauben und Gehorsam. Und das musste auch so sein.

Der Schöpfungsmythos war das wesentliche Band, das den Stamm zusammenhielt. Er verschaffte seinen Anhängern eine einheitliche Identität, verfügte ihre Treue, stärkte die Ordnung, gewährte das Gesetz, ermunterte zu Heldenmut und Opferbereitschaft und bot einen Sinn für die Zyklen von Leben und Tod. Kein Stamm konnte lange überleben ohne Sinn für seine Existenz, der von einer Schöpfungsgeschichte definiert wurde. Dagegen standen Schwächung, Auflösung und Tod. In der frühen Stammesgeschichte musste der Mythos deshalb in Stein gehauen werden.

Der Schöpfungsmythos ist ein darwinscher Überlebensfaktor. Stammeskonflikte, bei denen die gläubigen Insider es gegen die Ungläubigen von außen aufnahmen, waren eine wesentliche Antriebskraft in der Ausformung der biologischen Natur des Menschen. Die Wahrheit jedes Mythos wohnte im Herzen der Menschen, nicht in der rationalen Vernunft. Aus sich selbst heraus konnte der Mythos Ursprung und Sinn der Menschheit niemals offenlegen. Umgekehrt aber funktioniert es: Die Offenlegung von Ursprung und Sinn der Menschheit kann womöglich Ursprung und Sinn der Mythen erklären und damit den Kern der organisierten Religion.

Lassen sich diese beiden Weltansichten irgendwie vereinbaren? Um es ehrlich und einfach zu sagen: Nein. Sie lassen sich nicht vereinbaren. Ihr Gegensatz definiert den Unterschied zwischen Wissenschaft und Religion, zwischen empirischer Arbeit und Glaube an das Übernatürliche.

Mit dem Rückgriff auf die mythologischen Grundlagen der Religion also lässt sich das große Mysterium von der Natur des Menschen nicht klären – und genauso wenig durch Innenschau und Selbsterkenntnis. Ohne Hilfsmittel kann rationales Forschen sein eigenes Wirken niemals erfassen. Die allermeisten Hirnaktivitäten werden vom Bewusstsein nicht einmal wahrgenommen. Das Gehirn, sagte Charles Darwin einmal, ist eine Festung, die sich im direkten Angriff nicht erobern lässt. Das Nachdenken über das Denken ist der zentrale Prozess der Kunst, aber es sagt uns sehr wenig darüber, wie wir denken in der Weise, wie wir es tun, und gar nichts darüber, warum sich künstlerisches Schaffen überhaupt herausbildete. Das Bewusstsein entstand in einem Evolutionsprozess über Millionen von Jahren des Kampfes um Leben und Tod und gerade auch dank dieses Kampfes; für die Selbsterforschung ist es nicht geeignet.

Geeignet ist es für Überleben und Fortpflanzung. Bewusstes Denken wird von der Emotion gesteuert; dem Ziel Überleben und Fortpflanzung ist es voll und ganz ergeben. Die komplexen Verschlingungen des Geistes lassen sich vielleicht von der Kunst bis ins Detail darstellen, aber sie sind dort so konstruiert, als hätte die Natur des Menschen niemals eine Evolutionsgeschichte durchgemacht. Ihre mächtigen Metaphern haben uns der Lösung des Rätsels kein Stück nähergebracht als die Tragödien und anderen Schriften des antiken Griechenlands.

Naturwissenschaftler durchforsten nun das Umfeld der Festung und suchen nach möglichen Breschen in ihren Mauern.

Irgendwann hatten sie die richtigen Technologien entworfen und konnten eindringen, und jetzt lesen sie die Codes und verfolgen die Bahnen von Milliarden von Nervenzellen. Innerhalb einer Generation werden wir wohl so weit vorangekommen sein, dass wir die stofflichen Grundlagen des Bewusstseins erklären können.

Aber – wenn die Natur des Bewusstseins geklärt ist, wissen wir dann, was wir sind und woher wir kommen? Nein. Denn sie ist nicht erklärt, und wenn, dann nicht verstanden. Das erschöpfende Verständnis der stofflichen Vorgänge im Gehirn bringt uns der Klärung des Mysteriums nahe, sehr nahe, aber – um es jetzt schon einmal vorwegzunehmen - nicht nahe genug! Doch um es wirklich zu durchschauen, brauchen wir weit mehr Wissen sowohl aus den Natur- als auch aus den Geisteswissenschaften. Wir müssen verstehen, wie das Gehirn sich in der Evolution zu dem entwickelt hat, was es ist, und warum.

Auch in der Philosophie suchen wir vergeblich nach einer Antwort auf das große Rätsel, wie wir bereits gesehen haben. Bei aller hehren Zielsetzung in ihrer langen Geschichte hat die reine Philosophie die Grundfragen nach der menschlichen Existenz längst aufgegeben.

Schon die Suche selbst ist Gift für den guten Ruf. Für Philosophen ist sie heute ein Gorgonenhaupt, dem selbst die besten Denker nicht ins Gesicht zu blicken wagen. Und für diese Abneigung haben sie gute Gründe. Ein Großteil der Philosophiegeschichte be-

steht aus gescheiterten Erkenntnismodellen. Das Diskursfeld ist übersät mit dem Strandgut von Bewusstseinstheorien. Nach dem Niedergang des logischen Positivismus Mitte des 20. Jahrhunderts und seines Versuchs, Naturwissenschaft und Logik in einem geschlossenen System zu vereinen, zerstreute sich die Profession der Philosophen in einer intellektuellen Diaspora. Man wich auf geschmeidigere Disziplinen aus, die noch nicht von der Naturwissenschaft besetzt waren – Wissenschaftsgeschichte, Semantik, Logik, Grundlagenmathematik, Ethik, Theologie sowie den lukrativsten Bereich, nämlich Fragestellungen der persönlichen Lebensführung.

In diesen verschiedenen Unterfangen blühen die Philosophen geradezu auf, doch an der Lösung des Rätsels arbeitet nach diesem Eliminierungsprozess zumindest momentan nur noch die Naturwissenschaft. Was die Naturwissenschaft verspricht und zum Teil bereits geleistet hat, ist Folgendes. Es gibt eine echte Schöpfungsgeschichte der Menschheit, und zwar eine einzige, und diese ist kein Mythos. Sie wird allmählich herausgearbeitet und verifiziert, wird bereichert und gestärkt, und zwar Schritt für Schritt. Ich werde darlegen, dass die Wissenschaft besonders in den letzten zwei Jahrzehnten so weit fortgeschritten ist, dass wir die Fragen, woher wir kommen und was wir sind, jetzt kohärent angehen können. Dafür brauchen wir allerdings Antworten auf zwei noch grundlegendere Fragen, die die Suche aufgeworfen hat. Erstens die Frage, warum höher entwickeltes soziales Leben überhaupt existiert und in der Geschichte des Lebens so selten ist. Und zweitens die Frage nach den Antriebskräften, die es haben aufkommen lassen.

Diese Fragestellungen lassen sich lösen, indem wir In-

formationen aus den verschiedensten Disziplinen zusammenbringen – von der Molekulargenetik, den Neurowissenschaften und der Evolutionsbiologie bis hin zur Archäologie, Ökologie, Sozialpsychologie und Geschichte.

Um die Theorie eines derart komplexen Prozesses zu überprüfen, ist es hilfreich, sich die anderen sozialen Eroberer der Erde anzusehen, nämlich die höchst sozial geprägten Ameisen, Bienen, Wespen und Termiten – und genau das werden wir tun. Wir brauchen sie, um für die Entwicklung der Theorie von der sozialen Evolution eine Perspektive zu schaffen. Mir ist klar, dass ich mich der Missverständlichkeit aussetze, wenn ich Insekten neben den Menschen stelle. Affen sind ja schon schlimm genug, könnte man sagen, aber Insekten? In der Humanbiologie ist es aber immer von Nutzen, solche Gegenüberstellungen vorzunehmen. Dieser Vergleich des Geringeren mit dem Höheren hat viele Vorläufer. Sehr erfolgreich haben sich Biologen mit Bakterien und Hefen beschäftigt, um die Prinzipien der menschlichen Molekulargenetik herauszuarbeiten. Um die Grundlagen unserer Neuronalstruktur und des Gedächtnisses zu verstehen, haben sie mit Spulwürmern und Weichtieren gearbeitet. Und das Modell der Tauf-*liege* (*Drosophila Melanogaster*) hat uns eine Menge über die Entwicklung menschlicher Embryonen verraten. Wir können von den sozialen Insekten mindestens genauso viel lernen; in diesem Fall erhalten wir so einen zusätzlichen Hintergrund für den Ursprung und den Sinn der Menschheit.

Menschen erschaffen Kulturen dank ihrer plastischen Sprachen. Wir erfinden Symbole, die unter unserergleichen verstanden werden sollen, und damit generieren wir Kommunikationsnetzwerke, die um ein Vielfaches

größer sind als die jedes anderen Tiers. Wir haben die Biosphäre erobert und sie mit Abfall überschüttet wie keine andere Art in der Geschichte des Lebens. In dieser Leistung sind wir einmalig.

In unseren Emotionen aber sind wir nicht einmalig. Dort findet sich, wie in unserer Anatomie und im Gesichtsausdruck, was Darwin den unauslöschlichen Stempel unserer tierischen Vorfahren nannte. Wir sind ein evolutionäres Mischwesen, eine Chimärenatur, wir leben dank unserer Intelligenz, die von den Bedürfnissen des tierischen Instinkts gesteuert wird. Deswegen zerstören wir gedankenlos die Biosphäre und damit unsere eigenen Aussichten auf dauerhafte Existenz.

Die Menschheit ist ein großartiger, aber fragiler Triumph.

Unsere Spezies beeindruckt deswegen noch mehr, weil wir der Höhepunkt eines Evolutionsepos sind, dessen Fortgang ständig äußerst gefährdet war.

Meistens waren die Populationen unserer Vorfahren sehr klein, so klein, dass im Lauf der Geschichte der Säugetiere immer die Möglichkeit des vorzeitigen Aussterbens bestand. Alle vormenschlichen Gruppierungen brachten es zusammengenommen auf eine Population von höchstens wenigen zehntausend Individuen.

Sehr früh schon spalteten sich die vormenschlichen Vorfahren in zwei oder mehr gleichzeitige Linien auf. Damals betrug die durchschnittliche Lebenszeit einer Säugetierart nur eine halbe Million Jahre. Nach diesem Prinzip starben auch die meisten vormenschlichen Seitenlinien aus. Die eine, aus der sich der moderne Mensch entwickeln sollte, steuerte mindestens einmal

und in den letzten 500 000 Jahren wahrscheinlich mehrmals auf das Aussterben zu. Das Epos hätte an einer solchen Engstelle leicht zu Ende sein können, für immer erloschen in einem geologischen Wimpernschlag. Grund dafür hätte eine schwere Dürre zur falschen Zeit am falschen Ort sein können oder eine von anderen Tieren in die Population eingeschleppte Krankheit oder der äußere Druck von anderen, durchsetzungsfähigeren Primaten. Gefolgt wäre dem – gar nichts. Die Evolution der Biosphäre hätte neu ausgeholt und nie wieder zu dem geführt, was wir geworden sind.

Die Evolution der sozialen Insekten, die heute zu Land die Welt der Wirbellosen beherrschen, fand zum Großteil vor weit mehr als 100 Millionen Jahren statt. Nach Schätzung von Experten gibt es Termiten seit der Mitteltrias vor 220 Millionen Jahren; Ameisen seit dem späten Jura oder der frühen Kreidezeit vor etwa 150 Millionen Jahren; und Hummeln und Honigbienen seit der späten Kreidezeit vor etwa 70 bis 80 Millionen Jahren. Danach und für den Rest des Mesozoikums wuchs die Vielfalt der Arten in diesen verschiedenen Evolutionslinien zeitgleich mit dem Aufkommen und der Ausbreitung der Blütenpflanzen beständig an. Immerhin konnten Ameisen und Termiten ihre heute spektakuläre Dominanz unter landbewohnenden Wirbellosen erst erwerben, nachdem sie schon lange Zeit existiert hatten. Ihre gesamte Macht erwuchs graduell, es gab eine Innovation nach der anderen, bis vor 65 bis 50 Millionen Jahren das heutige Niveau erreicht war.

Während sich Schwärme von Ameisen und Termiten rund um die Welt ausbreiteten, entwickelten sich gleichzeitig mit ihnen viele andere landbewohnende Wirbellose und konnten nicht nur überleben, sondern gut gedeihen. Pflanzen und Tiere bildeten in der Evolution

Verteidigungsmechanismen gegen ihre Verwüstungen heraus. Viele spezialisierten sich auf Ameisen, Termiten und Bienen als Nahrung. Zu diesen Räubern gehören auch Kannenpflanzen, Sonnentau und andere Pflanzen, die zahlreiche Tiere fangen und verdauen können und damit den Nährstoffgewinn aus dem Boden aufbessern. Ein weites Spektrum von Pflanzen- und Tierarten bildete enge Symbiosen mit den sozialen Insekten heraus, nahm sie also als Partner an.

Ein großer Anteil von ihnen ist inzwischen hinsichtlich ihres Überlebens völlig von ihnen abhängig – sie brauchen sie als Beute, Symbionten, Aasfresser, Bestäuber oder Bodenbelüfter.

Insgesamt war das Evolutionstempo von Ameisen und Termiten langsam genug, dass die Gegenevolution des übrigen Lebens sie auffangen konnte. Daher haben die Insekten den Rest der terrestrischen Biosphäre durch ihre zahlenmäßige Übermacht nicht zerstört, sondern wurden lebensnotwendige Teile davon. Die Ökosysteme, die sie heute dominieren, sind nicht nur zukunftsfähig, sondern zugleich von ihnen abhängig.

Gänzlich anders verlief das Aufkommen des Menschen von der einzigen Art *Homo sapiens* in den letzten 100 000 Jahren und seine Verbreitung rund um die Erde innerhalb von nur 60 000 Jahren. Die Zeit war zu knapp, als dass unsere Evolution koordiniert mit dem Rest der Biosphäre hätte ablaufen können. Andere Arten waren auf diesen Ansturm nicht vorbereitet. Dieses Manko hatte schon bald schlimme Auswirkungen auf das restliche Leben.

Zunächst kam es zu einem durchaus umweltverträglichen Prozess der Artenbildung in den Populationen un-

serer unmittelbaren Vorfahren überall in der Alten Welt. Die meisten dieser Arten starben aus, führten also in stammesgeschichtliche Sackgassen – Äste am Baum des Lebens, die nicht mehr weiterwuchsen. Ein Zoologe würde uns erklären, dass an diesem geografischen Muster nichts Ungewöhnliches ist. Auf den Kleinen Sunda-Inseln östlich von Java lebten einst seltsame kleine «Hobbits» der Art *Homo floresiensis*. Ihr Gehirn war nicht viel größer als das von Schimpansen, aber sie benutzten fortentwickelte Steinwerkzeuge. Von ihrer Lebensweise ist sonst sehr wenig bekannt. In Europa und im östlichen Mittelmeerraum gab es Neandertaler, den *Homo neanderthalensis*, eine unserem *Homo sapiens* verwandte Art. Neandertaler waren Allesfresser wie unsere eigenen Vorfahren, sie hatten einen massiven Knochenbau und sogar noch größere Gehirne als der moderne *Homo sapiens*.

Sie nutzten grobe, aber doch spezialisierte Steinwerkzeuge. Die meisten ihrer Populationen passten sich dem rauen Klima der «Mammutsteppe» an, den kalten Grassteppen rund um die kontinentalen Gletscher. Sie hätten sich damals vielleicht selbst zu einer fortgeschrittenen Menschenform weiterentwickeln können, dünnten aber aus und starben ohne weiteren Fortschritt aus. Und im nördlichen Asien schließlich vervollständigt das menschliche Artenspektrum eine andere Art, die bis heute nur von wenigen Knochenfunden bekannt ist, der «Denisova-Mensch», der offenbar vikariant zum Neandertaler weiter östlich lebte.

Keine dieser *Homo*-Arten – bezeichnen wir sie ruhig als Menschenarten – hat bis heute überlebt. Wäre das anders, so überstiege es jede Vorstellung, wenn man nur überlegt, zu was für moralischen und religiösen Probleme

men das in der modernen Welt geführt hätte. (Bürgerrechte für Neandertaler? Eigene Ausbildung für Hobbits? Erlösung und Paradies für alle?) Obwohl es keine direkten Beweise dafür gibt, bestehen kaum noch Zweifel, warum die Neandertaler, nach Funden aus Gibraltar zu urteilen, vor dreißigtausend Jahren ausgestorben sind. Auf die eine oder andere Weise, sei es aus Konkurrenz um Nahrung und Lebensraum, durch offenen Kampf oder durch beides, wurden unsere Vorfahren die Vernichter dieser und anderer Arten, die in der adaptiven Radiation des Homo, seiner Auffächerung durch die Herausbildung spezifischer Anpassungen und die Besetzung von ökologischen Nischen, aufgetreten waren. Noch zu Lebzeiten der Neandertaler waren die archaischen Stämme des Homo sapiens in Afrika weitgehend isoliert; ihre Nachfahren aber sollten sich schon bald geradezu explosiv über den Kontinent hinaus ausbreiten. Sie bevölkerten Afrika und Eurasien bis nach Australien und stießen schließlich auch in die Neue Welt und auf entlegene Archipele in Ozeanien vor. Im Lauf dieses Prozesses wurden alle anderen Menschenarten, denen sie begegneten, verdrängt und ausgelöscht.

Erst 10 000 Jahre liegt die Erfindung der Landwirtschaft zurück, zu der es unabhängig voneinander überall auf der Welt insgesamt mindestens achtmal kam. Seitdem stand ungleich mehr Nahrung zur Verfügung, und damit stieg die Bevölkerungsdichte zu Land deutlich an. Dieser entscheidende Fortschritt brachte exponentielles Bevölkerungswachstum und zugleich die Umwandlung von einem Großteil der natürlichen ländlichen Umwelt in drastisch vereinfachte Ökosysteme. Wo immer der Mensch wildes Land durchdrang, wurde die biologische Vielfalt auf den dürftigen Stand der frühesten Zeit vor einer halben Milliarde Jahren zurückgedrängt. Der Rest der lebendigen Welt konnte in ihrer

Evolution nicht schnell genug mithalten, um sich auf den Ansturm eines so spektakulären Eroberers einzustellen, der aus dem Nichts zu kommen schien; und unter dem Druck fing sie an zu zerbröckeln.

Selbst nach der streng fachlichen Definition, die sich auf Tiere bezieht, ist der *Homo sapiens* im Sprachgebrauch der Biologen als «eusozial» zu bezeichnen: Seine Verbände umfassen mehrere Generationen, und deren Mitglieder neigen im Rahmen ihrer Arbeitsteilung zu altruistischen Handlungen. In dieser Hinsicht sind sie mit Ameisen, Termiten und anderen eusozialen Insekten vergleichbar.

Ich will aber gleich dazusagen: Es bestehen enorme Unterschiede zwischen Menschen und Insekten, und das auch abgesehen davon, dass unser Besitz von Kultur, Sprache und hoch ausgebildeter Intelligenz einzigartig ist. Der wichtigste Unterschied ist der, dass alle normalen Mitglieder menschlicher Gesellschaften reproduktionsfähig sind und dass die meisten untereinander darum konkurrieren. Auch bestehen menschliche Verbände aus hochflexiblen Bündnissen, nicht nur unter Familienmitgliedern, sondern auch zwischen Familien, Geschlechtern, Klassen und Stämmen. Bindungsverhalten beruht auf der Kooperation zwischen Individuen oder Gruppen, die einander kennen und Besitz und Status auf persönlicher Grundlage verteilen können.

Da die Mitglieder von Bündnissen einander in feinen Abstufungen bewerten können mussten, muss die Herausbildung der Eusozialität bei den vormenschlichen Vorfahren radikal anders abgelaufen sein als bei den instinktgetriebenen Insekten. Abgesteckt wurde der Pfad zur Eusozialität durch einen Wettstreit zwischen

zwei Formen der Selektion: Einerseits beruhte die Selektion auf dem relativen Erfolg von Individuen innerhalb von Gruppen und andererseits auf dem relativen Erfolg zwischen Gruppen. Als Strategien dienten in diesem Spiel verschiedene, in einer komplizierten Mischung sorgfältig austarierte Faktoren, nämlich Altruismus, Kooperation, Konkurrenz, Dominanz, Reziprozität, Abtrünnigkeit und Betrug.

Für die menschliche Spielvariante mussten die Populationen in ihrer Evolution immer höhere Grade der Intelligenz erwerben. Sie mussten Empathie für andere empfinden, die Emotionen von Freund und Feind gleichermaßen abschätzen, jedermanns Absichten beurteilen und eine Strategie für die eigenen sozialen Interaktionen aufstellen. So kam es, dass das menschliche Gehirn zugleich höchst intelligent und äußerst sozial wurde. Es musste in der Lage sein, rasch gedankliche Szenarien für persönliche Beziehungen zu erstellen, und das sowohl für kurz, als auch für langfristige Beziehungen. Das Gedächtnis musste weit in die Vergangenheit zurückreichen, um alte Szenarien abrufen zu können, und weit in die Zukunft voraus greifen, um die Folgen jeder Beziehung abschätzen zu können. Die Entscheidungsmacht über alternative Handlungspläne übernahmen die Amygdala und andere emotionssteuernde Kerngebiete des Gehirns und des vegetativen Nervensystems.

Damit war die Natur des Menschen geboren, mit ihrem Egoismus und ihrer Selbstlosigkeit – zwei Impulsen, die oft in Konflikt miteinander stehen. Wie hat der Homo sapiens auf seiner Reise durch das große Labyrinth der Evolution diese einzigartige Stellung erreicht? Nun, unser Schicksal war von zwei biologischen Eigenschaften

unserer fernen Vorfahren vorbestimmt: der Großwüchsigkeit und der eingeschränkten Mobilität.

Egoismus also und Selbstlosigkeit, das ist es nun, was wir zur „Natur des Menschen“ sagen können?

Doch halt! Wir hatten doch schon einige Merkmale diesbezüglich herausgearbeitet. Bedingen die einen die anderen? Oder kommen sie dazu, was wir unser Puzzle nennen?

Wir hatten doch schon Selbsterhaltung, Empathie und Kultur auf dem Seziertisch – was ist damit nun?

Wie wir sehen – und auch hier greife ich schon einmal vor – kommen mehr und mehr Eigenschaften und Begriffe zusammen, die teils widersprüchlich sind, teils sich ergänzen. Und - ich denke, dass es Ihnen auch so geht – langsam aber sicher gelangen wir zu einem Erkenntnis- und Wissensstand, der uns vermuten lässt, dass sich eben all die Ingredienzien einander bedingen und gemeinsam die Natur des Menschen bilden.

Doch wir müssen weitergehen.

Wenn wir uns fragen: „Was ist die Natur des Menschen“, dann sollten wir doch auch die folgenden Fragen stellen:

- Was ist der Mensch?
- Was ist die Besonderheit der Hominiden in der Erdgeschichte?
- Wie ist das Verhältnis der Menschheitsgeschichte und der Naturgeschichte?

- Wie schlagen die Folgen seines Tuns in der Natur wiederum auf ihn selbst zurück?

Aus allen Fragen können wir unterschiedliche Blickwinkel extrahieren, die unserem Beobachtungsgegenstand dienen und uns ihm näherbringen. Schauen wir also dieses Mal nicht allein aus philosophischer, sondern aus anthropologischer Sicht auf die Dinge, die vor uns ausgebreitet liegen.

Zunächst erscheinen das Auftreten von uns Menschen und die zunehmende Herrschaft über die Natur als eine Erfolgsgeschichte: Endlich ist es uns Menschen gelungen, die Naturkräfte so stark zu beeinflussen, dass wir unsere Lebensräume aktiv gestalten und prägen können. Dabei übertrifft unser Wirken die natürlichen Veränderungen. Menschenzeitalter steht dann begrifflich für einen Erfolgsausweis.

Dennoch ist es in diesem Zusammenhang mehr als fraglich, ob wir Menschen wirklich so weise sind, wie die biologische (Selbst-)Kennzeichnung als *Homo sapiens sapiens* es erwarten lässt. Diese Skepsis entspricht dem Ausgangspunkt der Anthropozädebatte:

Der Vorschlag zum Übergang in eine neue geologische Epoche stammt im Kontext der Erdsystemwissenschaften aus dem erschreckenden Gewahrwerden, dass wir planetarische Grenzen überschreiten oder ihnen gefährlich schnell nahekommen. Die ökologische Nische des Holozän, in der sich der *Homo sapiens* in den letzten 11.000 Jahren entwickelt hat, scheint definitiv an ihr Ende gekommen. Was an ihre Stelle tritt, und wie sich die Mensch-Umwelt-Interaktionen und damit auch die menschlichen Lebensräume dynamisch verändern werden, wissen wir nicht.

Es gab unterschiedlichste Vorläufer zum Begriff Anthropozän, aber erst der von Paul J. Crutzen (Crutzen 2002) in die Debatte eingeworfene Vorschlag, ein neues geologisches Zeitalter auszurufen, fand in der Wissenschaft Widerhall und wird auch zunehmend in einer interessierten Öffentlichkeit thematisiert. Gerade weil er unterschiedlich interpretierbar ist, hat der Begriff Potenzial: Geht es dabei doch um uns Menschen selbst, unsere Rolle im Naturgeschehen, die Herausforderungen, die mit dem Anthropozän verbunden sind. Obgleich zunächst eher spröde, nach speziellen Debatten von Geologen über Stratigrafie (Kunde der Erdschichtungen), geologische Zeitskalen und dergleichen klingend, verweist er auf Grundfragen von Ökologie und Humanität, darauf, was Humanität in den Zeiten von Klimawandel, Landnutzungsänderungen und Verlust von Biodiversität, zusammengefasst von Nichtnachhaltigkeit, bedeuten kann.

Ja, Sie haben es wahrscheinlich schon geahnt: es geht wieder zurück auf Anfang - vom Holozän zum Anthropozän, eine lange Geschichte kurz erzählt; dieses Mal aus Sicht der Geologie, Biologie und der Psychologie.

Nach der derzeit gültigen offiziellen Einteilung der Geologen leben wir Menschen seit etwa 11.000 Jahren im geologischen Zeitalter des Holozän. Bereits im letzten Quartal des 19. Jahrhunderts erschienen Veröffentlichungen, die außerhalb der Geologie über die Rolle des Menschen in der Naturgeschichte unterschiedlich reflektierten. Beispiele sind die Arbeiten von Ernst Haeckel, dem Begründer der wissenschaftlichen Ökologie, und von Antonio Stoppani, einem italienischen Geologen und Priester, der in den 1870er-Jahren über die anthropozäische Ära schrieb. Beide Autoren haben sich frühzeitig mit dem Einfluss von uns Menschen auf die

Erdgeschichte auseinandergesetzt. Der Biologe Eugene F. Stoermer hat informell bereits in den 1980er-Jahren den Begriff des Anthropozän verwendet. Aber erst bei einem internationalen Treffen der Erdsystemforscher 2000 schlug Paul J. Crutzen vor, das bisherige Erdzeitalter Holozän, das ab dem Ende der letzten Eiszeit datiert, durch ein neues geologisches Zeitalter Anthropozän abzulösen. Den eigentlichen Durchbruch brachte dann die Veröffentlichung von Crutzen "Geology of Mankind" in der Zeitschrift Nature.

Daran ist einerseits bemerkenswert, dass der Vorschlag nicht aus der für die Bestimmung der Erdzeitalter zuständigen Geologie, sondern aus der Erdsystemforschung kam. Diese befasst sich mit globalen Umweltveränderungen und dem Wirken des Menschen auf das Erdsystem. Andererseits wurde das Konzept Anthropozän auch nicht aus den Gesellschaftskreisen eingeführt, die – wie eingangs kurz angetönt – die zunehmende Herrschaft über die Natur als Triumph des Menschen verstehen. Dies hätte im Übrigen durchaus nahegelegen.

Die Begründung für den Vorschlag, dass der Mensch zwischenzeitlich eine geologische Kraft wurde, führte rasch dazu, dass sich die zuständige Fachgruppe der Stratigrafen damit auseinandersetzte. Obgleich gegenläufige Einschätzungen durchaus nahelagen - allein aufgrund der in der Geologie üblichen Zeitskalen -, beschloss die zuständige Subcommission on Quaternary Stratigraphy, eine Arbeitsgruppe Anthropozän einzurichten.

Eine frühe Publikation – mit Crutzen als einem der Koautoren – bringt die Ausgangsfrage im Titel auf den

Punkt: *The Anthropocene: Are Humans Now Overwhelming the Great Forces of Nature?*

Die Antwort der von dieser Frage ausgelösten Fachdebatte lässt sich einfach – und weitreichend – zusammenfassen:

Ja, die Folgen der menschlichen Aktivitäten sind so weitreichend, dass der Mensch zu einer geologischen Kraft wurde.

Das Ausmaß übersteigt die natürliche Variabilität: »*The human imprint on the global environment has now become so large and active that it rivals some of the great forces of Nature in its impact on the functioning of the Earth system.*«

Die Fachdebatte im engeren Sinn, die die Sache aus Sicht der geologischen Schichtungen angeht, konzentriert sich zwischenzeitlich auf die Frage der Datierung bzw. Periodisierung: Wann ist der Beginn eines neuen Erdzeitalters Anthropozän anzusetzen?

In frühen Arbeiten wurde dafür vorwiegend der Beginn der industriellen Revolution gewählt. Später wurde aufgrund empirischer Daten alternativ die Große Akzele-ration ab etwa 1950 vorgeschlagen: Eine Vielzahl von Veränderungsindikatoren stieg seit dieser Zeit extrem stark an (Bevölkerung, Primärenergieverbrauch, Warenkonsum und vieles mehr).

Diese Deutung wird durch die Arbeit von Christian Pfister zum 1950er-Syndrom gestützt. In neueren Veröffentlichungen wird aus der Arbeit der angesprochenen Arbeitsgruppe Anthropozän lanciert, dass stratigraphisch zunehmend ein neuer Vorschlag favorisiert wird:

der 16. Juli 1945, der Tag des ersten Atombombentestversuchs.

Für Außenstehende ist es erstaunlich, ein Erdzeitalter auf den Tag genau zu datieren; dies entspricht keineswegs der Vorstellung von geologischen Zeitskalen. Aber tatsächlich kommt es auf die letztendliche, in den Fachgremien zu beschließende Datierung bzw. Periodisierung nicht an. Wesentlich ist vielmehr der grundlegende Konsens, dass die natürlichen Kräfte und menschliche Faktoren miteinander verflochten wurden. Zusammengefasst: Formal befinden wir uns also nach der Klassifizierung der zuständigen Gremien der Geologen noch im Zeitalter des Holozän. In der Fachdebatte zeichnet sich Konsens ab, dass es für dessen Ablösung durch das neue Zeitalter Anthropozän gute Gründe gibt. Für 2016 hatte die zuständige Arbeitsgruppe damals eine Empfehlung angekündigt. Anschließend mussten die Unterkommission der Stratigrafen und die Internationale Kommission der Geologen ihre Entscheidung fällen. Sie bedeutete eine große Herausforderung, handelt es sich doch nicht wie bei den bisherigen geologischen Zeitaltern um weit zurückliegende Entwicklungen, sondern um die Gegenwart. Wir befinden uns ja mitten im Prozess des Übergangs zu einem neuen Zeitalter.

Anthropozän – Menschenzeitalter – bringt etwas begrifflich auf den Punkt, was seit Langem in der Luft lag: Menschliche Einflüsse auf die Natur werden immer stärker und belasten sie zugleich immer mehr, bis hin zu dauerhafter Schädigung oder Zerstörung. Ein gesellschaftliches Bewusstsein dafür erwuchs in den Industrieländern seit Mitte des 20. Jahrhunderts. Es wurde ausgelöst durch die wachsende Verschmutzung von

Luft, Gewässern, Boden und Landschaft, durch steigende Mengen von Emissionen in Form von Abgasen, Abwässern und Müll. Da diese auch die menschliche Gesundheit beeinträchtigten, reagierte die Politik Ende der 1960er-Jahre mit der Einrichtung des Umweltschutzes als neuem Politikbereich mit eigenen Behörden, Ämtern und Gesetzen.

Zur gleichen Zeit etablierte sich die Ökologie als eigenständige naturwissenschaftliche Disziplin, die damit zur Umweltwissenschaft wurde und die Ursachen und Wege der Belastung der Natur aufzuklären begann. Als Hauptverursacher wurden alsbald die Großstädte mit Industrie, Gewerbe und Verkehr ermittelt. Doch auch jeder einzelne Privathaushalt trägt mit seinen Emissionen, die sich zu großen Mengen summieren, dazu bei.

Die westlichen Großstädte sind Zentren der menschlichen Kultur und Zivilisation, Symbole von Fortschritt, Wohlstand und Wohlbefinden der dort lebenden Menschen und damit der Humanität. Die Ökologie, ebenfalls in der Stadtkultur entstanden, zeigt auf, dass die von diesen verursachten schädlichen Wirkungen genau jene städtischen Errungenschaften beeinträchtigen und entwerten. Der technisch-zivilisatorische Fortschritt, einschließlich seiner humanitären Aspekte, gefährdet sich also selbst und gerät dadurch in einen grundsätzlichen Zwiespalt, der aber genauso den Umweltschutz als sein Korrektiv erfasst. Dieser laviert daher einerseits stets zwischen wirksamer Verminderung oder Unterbindung der Umweltschäden und andererseits der Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen und sozialen Aktivitäten, die Fortschritt und Wohlstand gewährleisten.

Humanität und Ökologie sind auf beiden Seiten, wenn auch unterschiedlich, involviert, weil sie den Begriff

»Umwelt« in seiner großen Spannweite von Natur zu Kultur vielseitig auslegen.

Der Zwiespalt verschärfte sich, als mit der Globalisierung sowohl der technische Fortschritt mit seiner Großen Akzeleration als auch der Umweltschutz weltweite Dimensionen erreichten. Dabei blieb der Umweltschutz aber fast immer im Rückstand, sodass die Umweltschädigung zunahm. Ihr Gewicht verstärkte sich sogar durch weitere ökologische Erkenntnisse. Diese betrafen die vor allem auf der Verbrennung fossiler Energieträger beruhenden, zunächst wenig beachteten Emissionen von Treibhausgasen und den davon bewirkten Klimawandel, ferner die Ausweitung und Intensivierung der Landnutzungen infolge des anhaltenden Bevölkerungswachstums, die ein großes (sechstes) Artensterben verursachen könnten.

Damit erwachte das Bewusstsein einer planetaren Verantwortung. Seit den 1980er-Jahren versucht daher die internationale Politik, den Zwiespalt zwischen Umwelt(schutz) und (Umwelt-)Entwicklung weltweit zu überbrücken.

Der wichtigste Schritt in diese Richtung war die in der Weltkonferenz der Vereinten Nationen in Rio de Janeiro 1992 beschlossene Deklaration über Nachhaltige Entwicklung. Mit ihr sollen Umwelt, Gesellschaft und Wirtschaft jeweils aufeinander bezogen werden und in abgestimmter Weise das zukünftige Mensch-Natur-Verhältnis regulieren. Trotz einiger Teilerfolge ist es bisher aber nicht gelungen, die hier nur kurz skizzierten globalen Umweltprobleme auf den Weg einer nachhaltigen Lösung zu bringen. Die Menschheit ist keine Einheit und daher je nach Kulturen und Traditionen in ih-

ren Auffassungen zur Umwelt gespalten, und die Umwelt als solche erschwert wegen der ungeheuren Vielfalt ihrer Aspekte und Bestandteile und deren Verflochtenheit den Ansatz wirksamer Maßnahmen. Wenn nun das Anthropozän als eigenes Erdzeitalter eingeführt wird, ist es von Anfang an mit gewaltigen Herausforderungen auf allen Ebenen gekennzeichnet, die stets auch das Spannungsverhältnis von Ökologie und Humanität betreffen.

Anthropozän als Erdzeitalter verlangt eine neue Selbstreflexion über uns Menschen, die Menschwerdung und deren Wurzeln, die Natur des Menschen und die Kultur der Menschen. Damit sind wir einerseits wieder beim Thema dieses Buches, andererseits kommen wir damit auch zur Doppelnatur des Menschen: Der Mensch ist und bleibt ein zugleich natürliches (biologisches) und geistiges (human-soziales) Wesen und trägt daher eine grundsätzlich nicht auflösbare Spannung in sich. Dennoch müssen diese beiden Aspekte in der leiblich-geistigen bzw. biologisch-kulturellen Doppelnatur des Menschen zusammenspielen, was ständige Kompromisse sowie soziale und psychische Integrationsleistungen erfordert. Die verschiedenen Blickwinkel der Geistes- und Naturwissenschaften, der Philosophie und der Ethik tragen entscheidend dazu bei, werden aber wiederum zwischen den Kulturen der Menschheit unterschiedlich beachtet und gewichtet. Das zukünftige menschliche Verhalten bleibt daher ein großer Unsicherheitsfaktor im Anthropozän.

Doch es wächst die Einsicht, dass die globale industrielle Zivilisation den bisherigen Entwicklungspfad nicht beibehalten kann und grundlegende Änderungen erfordert. Bereits 1975 erschien Erhard Epplers Buch „Ende oder Wende? Von der Machbarkeit des Notwendigen“.

Das Wort Wende ist seitdem Grundbestandteil vieler Zukunftsszenarien geworden, von der Agrar- über die Energiewende zur Lebensstil- oder Kulturwende. Aber es ist keineswegs eindeutig, was Wende genau meint, denn diese kann sowohl eine bloße Richtungsänderung als auch die totale Umkehr einer Entwicklung bezeichnen. Dasselbe gilt für Veränderung: Betrifft sie die gesamte Entwicklung oder nur Teile von ihr? Ein das gesamte Zivilisationsmodell umfassender Wandel kann auch umschrieben werden als Große Transformation.

So richtet sich die entscheidende Hoffnung auf eine baldige radikale Veränderung des menschlichen Verhaltens und der Institutionen. Dazu fehlt es bisher an Willen, Fähigkeit und Kooperationsbereitschaft. Welcher Art ist der radikale Wandel, in dem wir uns schon befinden oder den wir erwarten oder bewusst herbeiführen können? Und welche sozialen, institutionellen, materiellen, geistigen und sozialen Ressourcen befähigen uns, ihn auf wünschenswerte Weise zu gestalten – individuell und kollektiv? Dies sind grundlegende philosophisch-ethische Fragen, deren Beantwortung auch von Menschenbildern sowie religiösen und kulturellen Sinnperspektiven abhängt. Hierzu gibt es schon in den westlichen Kulturen und erst recht global sehr unterschiedliche Vorstellungen. Zusätzlich ergibt sich für die nötige globale ethische Verständigung die Schwierigkeit, dass die aus ökologischer Sicht nötigen Transformationsprozesse nicht in jedem Fall sozialverträglich sind und vielen der Länder des Globalen Südens als inhuman erscheinen.

Das Projekt der Moderne (zum Beispiel unser Verständnis von Fortschritt, Wohlstand und politischer Steuerung) bedarf jedenfalls einer kritischen Revision.

Grundlegend ist dabei, die Herausforderung des Anthropozäns in diesem Kontext ethisch-politisch. Dabei kommt den ökologischen Fragen eine neue Dimension und Dringlichkeit zu. Sie betrifft auch die technischen Entwicklungen und ihre Anwendungen. So werden zur Eindämmung des Klimawandels auch großtechnische Lösungen wie etwa „Climate Engineering“ diskutiert. Nicht zuletzt zahlreiche Vertreter der Weltreligionen warnen vor der Hybris einer Überschätzung menschlicher Steuerungsfähigkeit. Derartige großskalige Maßnahmen setzen eine Kontrollierbarkeit der Abläufe und Folgen voraus, die nicht gewährleistet ist.

Angesichts der Herausforderungen brauchen wir eine neue Kultur der Verantwortung, in deren Mittelpunkt eine Transformation des Mensch-Natur-Verhältnisses steht. Daraus sind sowohl neue Muster für eine hinreichend resiliente Koevolution von sozialen, ökonomischen, technischen und ökologischen als auch politische Steuerungsmodelle zu entwickeln, die kontextsensibel, fehlerfreundlich sowie innovationsfähig sind und robuster mit Kontingenz und Ungewissheit umgehen können als die klassischen Theorien zentraler Planbarkeit.

Humanität ist als Prinzip der Organisation des menschlichen Lebens unabdingbar. Man kann sie jedoch nicht auf die Organisation des nicht menschlichen Lebens, also auf die Ökologie, übertragen oder gar ökologisch begründen. Der Widerspruch bzw. die Spannung zwischen Ökologie und Humanität beruhen letztlich darauf, dass sich das nicht menschliche Leben selbst organisiert hat, und zwar a-zentral (und auch inhuman), während sich die menschliche Gesellschaft immer nur begrenzt von selbst organisieren kann, da sie immer

auch vom kollektiven Intellekt (im weitesten Sinne verstanden) als einem Zentrum organisiert wird – besser gesagt: in ständigem Bemühen zu organisieren versucht wird. Auch dieser Konflikt ist nicht neu: Schon Charles Darwin empfand ihn zwischen seinen evolutionstheoretischen Erkenntnissen und den Ansprüchen der Humanität, die er in seinen (nicht zu Lebzeiten veröffentlichten) Tagebüchern sowie einigen Briefen reflektiert. Trotz aller Gegensätzlichkeit gilt jedoch zugleich auch die umgekehrte Perspektive:

Wir haben nicht zu viel Humanität, sondern zu wenig oder nicht das richtige Verständnis davon – oder sehen Sie das anders?

Es ist mir bewusst, dass wir erneut einen großen Weg gemeinsam gegangen sind, um auf die Spur der Natur des Menschen zu gelangen, und ich meine, es ist uns bis hierher gut gelungen.

Wir haben unterschiedliche Intentionen aus vielen unterschiedlichen Denkrichtungen zu allen Zeiten erforscht, sind in verschiedene Erklärungsmodelle eingetaucht, haben eine sogenannte kulturelle Entwicklung des Menschen beobachtet, welche uns ganz eindeutig zu zeigen scheint, dass der Mensch und die Kultur, die er je nach Orts- und Zeitlage aufbaut, untrennbar miteinander verbunden sind, und wir haben erkannt, dass – um es einmal theatralisch zu sagen – dass weder Gott ohne den Menschen noch der Mensch ohne den anderen Menschen eine Bedeutung hat.

Doch all die bereits vorgelegten Auffassungen sollen allein hier nicht bleiben; es gibt da vieles mehr, das es zu entdecken gilt. Es gibt so viele Blickwinkel, aus denen

wir den Menschen und seine Natur betrachten können  
– und müssen.

Da wäre bei mir also als Nächstes der spiritualistische  
Blickwinkel, den wir uns näher ansehen sollten.

Die spiritualistische Auffassung vom Menschen ist die  
Gestalt, in welcher die erweiterten Lehren Platons in  
der Neuzeit existiert: hier ist der Geist die unhinterfrag-  
bare Realität, die auch das Körperliche - als Phänomen,  
Erscheinung, Schein - umfasst und miterklärt.

Unter dem Eindruck der positiven Naturwissenschaf-  
ten und ihres Realitätsbegriffs neigen die Spiritualismen  
(sie sind metaphysisch Gestalten des Idealismus) zu  
Kompromissen mit dem Realismus, die sich in Brüchen  
und Widersprüchen im idealistischen Denken darstel-  
len: Materie, Körperliches, “Realgrund” wird kaum  
mehr aus dem geistigen Prinzip deduziert, sondern in  
angeblicher “Faktizität” gleichsam stehengelassen.

Und dennoch war der Spiritualismus die ideologische  
Grundlage für die Entwicklung der “Geisteswissen-  
schaften”. Es scheint eine unbestätigte Tatsache zu  
sein, wenn behauptet wird, dass ihr Name auch jetzt  
noch mehr ist als ein abgeblasstes Etikett. Sie waren und  
sind - wie man in anderen Ländern lieber und ebenfalls  
richtig sagt – “Wissenschaften vom Menschen” (sci-  
ences humaines, humanities etc.). Ihre Leitwissenschaft  
ist die Psychologie, neben ihr sind es Philologie  
(Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften) und Ge-  
schichte, die in disziplinärer Entfaltung ihren Bestand  
bilden. In ihren Forschungsbeiträgen entfaltet sich da-  
her die “geisteswissenschaftliche Anthropologie”, die

den Menschen grundsätzlich als Geistwesen, Sinnwesen, Träger und Exekutor des "objektiven Geistes" versteht.

Die üblichen Definitionen versuchen, den Menschen durch ein einziges Merkmal zu bestimmen, das ihn in einer Reihe sonst unter die gleiche Gattung fallender Wesen auszeichnen soll. Solche Definitionen sind oft ingeniös, apart oder witzig und sagen mehr über ihren Erfinder als über den Menschen.

„Die Natur hat die Menschen hinsichtlich ihrer körperlichen und geistigen Fähigkeiten so gleich geschaffen, dass trotz der Tatsache, dass bisweilen der eine einen offensichtlich stärkeren Körper oder gewandteren Geist als der andere besitzt, der Unterschied zwischen den Menschen alles in allem doch nicht so beträchtlich ist, als dass der eine auf Grund dessen einen Vorteil beanspruchen könnte, den ein anderer nicht ebenso gut für sich verlangen dürfte.

Aus dieser Gleichheit der Fähigkeiten entsteht eine Gleichheit der Hoffnung, unsere Absichten erreichen zu können. Und wenn daher zwei Menschen nach demselben Gegenstand streben, den sie jedoch nicht zusammen genießen können, so werden sie Feinde und sind in Verfolgung ihrer Absicht, die grundsätzlich Selbsterhaltung und bisweilen nur Genuss ist, bestrebt, sich gegenseitig zu vernichten oder zu unterwerfen.

Und wegen dieses gegenseitigen Misstrauens gibt es für niemand einen anderen Weg, sich selbst zu sichern, der so vernünftig wäre wie Vorbeugung, das heißt, mit Gewalt oder List nach Kräften jedermann zu unterwerfen, und zwar so lange, bis er keine andere Macht mehr sieht, die groß genug wäre, ihn zu gefährden. Und dies

ist nicht mehr, als seine Selbsterhaltung erfordert und ist allgemein erlaubt.

So liegen also in der menschlichen Natur drei hauptsächliche Konflikursachen: erstens Konkurrenz, zweitens Misstrauen, drittens Ruhmsucht.

Daraus ergibt sich klar, dass die Menschen während der Zeit, in der sie ohne eine allgemeine, sie alle im Zaum haltende Macht leben, sich in einem Zustand befinden, der Krieg genannt wird, und zwar in einem Krieg eines jeden gegen jeden. Denn Krieg besteht nicht nur in Schlachten und Kampfhandlungen, sondern in einem Zeitraum, in dem der Wille zum Kampf genügend bekannt ist.

Die Begriffe von Recht und Unrecht, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit haben hier keinen Platz. Wo keine allgemeine Gewalt ist, ist kein Gesetz, und wo kein Gesetz ist, keine Ungerechtigkeit.

So viel über den elenden Zustand, in den der Mensch durch die reine Natur tatsächlich versetzt wird.“ ...

„Und weil sich die Menschen im Zustand des Krieges eines jeden gegen jeden befinden, was bedeutet, dass jedermann von seiner eigenen Vernunft angeleitet wird, und weil es nichts gibt, das er nicht möglicherweise zum Schutze seines Lebens gegen seine Feinde verwenden könnte, so folgt daraus, dass in einem solchen Zustand jedermann ein Recht auf alles hat, selbst auf den Körper eines anderen. Und deshalb kann niemand sicher sein wie stark und klug er auch sein mag.

Folglich ist dies eine Vorschrift oder allgemeine Regel

der Vernunft: Jedermann hat sich um Frieden zu bemühen, solange dazu Hoffnung besteht.

Die natürlichen Gesetze sind an sich, ohne die Furcht vor einer Macht, die ihre Befolgung veranlasst, unseren natürlichen Leidenschaften entgegengesetzt.

Und Verträge ohne Schwert sind bloße Worte und besitzen nicht die Kraft, einem Menschen auch nur die geringste Sicherheit zu bieten.

*„Der alleinige Weg zur Errichtung einer solchen allgemeinen Gewalt, die in der Lage ist, die Menschen vor dem Angriff Fremder und vor gegenseitigen Übergriffen zu schützen und ihnen dadurch eine solche Sicherheit zu verschaffen, dass sie sich durch eigenen Fleiß und von den Früchten der Erden ernähren und zufrieden leben können, liegt in der Übertragung ihrer gesamten Macht und Stärke auf einen Menschen oder eine Versammlung von Menschen, die ihre Einzelstimmen durch Stimmenmehrheit auf einen Willen reduzieren können.“* (Thomas Hobbes)

Was ist denn nun das Wesen des Menschen? Nun, da haben wir immer wieder das Problem mit der Deutung. Das innerste Wesen des Menschen hat nicht nur Philosophen seit alters her fasziniert. Der rein physische (körperliche) Leib ist wissenschaftlich und medizinisch in vielen Details erforscht. Unsere seelischen Zustände hingegen sind sehr viel schwerer fassbar. Und so deuten wir uns unermüdlich immer wieder neu. Wir Menschen sind so komplexe Wesen, dass wir uns selbst und andere immer wieder erstaunen.

Liegt es im Wesen des Menschen, rational oder emotional zu sein? Selbstbezogen oder selbstlos? Klug und vorausblickend oder beschränkt und kurzsichtig? Streitsüchtig oder friedfertig? Promiscue oder monogam?

Blutrünstig oder moralisch? Ich weiß, dass wir so oder so ähnlich hier im Buch schon mindestens einmal solche Fragen schon gestellt haben; und auch aus diesem Blickwinkel hier steht fest: selbst nach Jahrtausenden der Erfahrung ist man sich nicht einig darüber.

Wenn weder Jahre des Geschichtsstudiums in Bibliotheken oder der anthropologischen Feldforschung sichere Antworten auf diese alten Fragen liefern konnten, wieso soll es dann die moderne Wissenschaft können? Die Wissenschaften, auch vermeintliche Wissenschaften, arbeiten eifrig daran: Evolutionspsychologen stellen allerlei Theorien über unsere menschlichen Vorfahren im Eiszeitalter auf. Primatologen beobachten Schimpansen oder Bonobos, um aus deren Verhalten Rückschlüsse auf uns Menschen zu ziehen. Experimentelle Wirtschaftsforscher lassen Probanden um Geld spielen, Neurophysiologen werten Aufzeichnungen von Gehirnsclannern aus und Sozialpsychologen nutzen das Internet, um Fragebogen in alle Welt zu senden.

Unsere Theorien über uns selbst sind von besonderem Belang. Wenn ich davon ausgehe, dass alle Menschen de facto egoistisch sind, hat das Auswirkung darauf, wie ich mein Leben führe. Möglicherweise werde ich selbst zum Egoisten, vertraue niemandem und bin selbst auch nicht vertrauenswürdig, und andere folgen vielleicht meinem Beispiel. Wenn ich glaube, dass unsere Gene unser Schicksal bestimmen und Kultur keine Rolle spielt, wieso sollte ich dann Steuern für Schulen zahlen oder mich darum scheren, was für Filme meine Kinder sehen. Eine falsche Vorstellung vom Wesen des Menschen kann der Beginn einer Abwärtsspirale sein.

Insofern sind diese Fragen nicht nur theoretisch äußerst interessant, sondern haben auch eine unmittelbar prak-

tische Bedeutung.

Nähern wir uns dem Thema aus diesem Blickwinkel hier zunächst mit der Frage, ob das Wesen des Menschen an sich überhaupt ein anerkanntes Konzept darstellt. Oder ist es bloß ein Überbleibsel der Aristotelischen Idee, wonach alles Seiende einen bestimmten Naturzustand hat? Eine Idee, die Darwin kurzerhand zunichtemacht, indem er zum einen behauptet, dass es im Verlauf der Zeit zu einer Artenwandlung kommt, und zum anderen, dass der Mechanismus der Artenwandlung in der Variation innerhalb der Arten begründet liegt.

Die geschlechtliche Fortpflanzung und die damit verbundene genetische Neukombinierung hat demnach wohl nur die Funktion, diese Variation zu fördern, zumal der Weg vom Genom zum daraus hervorgehenden Lebewesen keinerlei natürliche Beziehung aufweist. Oft zeigt sich eine Ergebnisvielfalt nur, weil es in unterschiedlichen Umgebungen zu unterschiedlichen Genexpressionen kommt. Und diese so entstandenen (wenngleich nicht genbedingten) Unterschiede können selbst wiederum vererbbar sein. Wir können nur darauf hoffen, interessante Regelmäßigkeiten zu finden, genauso wie es andere Konstanten in der Entwicklung der Lebewesen gibt.

Dass jeder Mensch normalerweise zwei Augen und zwei Arme hat, ist festgelegt. Aber wer kann schon sagen, welche psychologischen Charakterzüge sich als ähnlich stabil erweisen? Möglicherweise ist nicht ein einzelner Charakterzug – etwa egoistisch oder aggressiv zu sein – konstant. Vielmehr ist vielleicht der Zusammenhang zwischen der Umwelt und der Charaktereigenschaft stabil: also beispielsweise egoistisch zu sein,

wenn man dazu erzogen wurde, oder aggressiv zu sein, wenn man von aggressiven Erwachsenen umgeben ist. Gleiches gilt für den kindlichen Spracherwerb. Nicht, dass Kinder Chinesisch oder Französisch lernen, bildet die Konstante, sondern, dass sie die Sprache erwerben, in die sie „hineingeboren“ werden.

Dass der Mensch zumindest teilweise das Produkt seiner Kultur und Umwelt ist, ist heute alles andere als eine „unwissenschaftliche“ Aussage.

Kultur – das ist kein nebulöser Zeitgeist, keine übernatürliche kausale Kraft, losgelöst von der Welt, die uns umgibt. Kultur meint hier schlicht den Teil eines Lebensumfelds, den Andere in ihrer Gesamtheit in prägender Weise mitgestalten. In diesem Sinne bestimmt die Kultur, welche Muttersprache wir erlernen, welche Dinge wir bewundern, was wir uns vom Leben erhoffen oder erwarten. Sie beschert Kanada zum Beispiel eine Mordrate, die nur ein Viertel so hoch liegt wie in den USA. Und sie hat binnen weniger Jahrhunderte (viel zu kurz, als dass die natürliche Selektion hätte greifen können) aus den blutrünstigen Wikingern von einst die friedfertigen Skandinavier von heute gemacht.

Diverse Wissenschaften, oder eine Kombination daraus, mögen in der Frage nach dem Selbstverständnis des Menschen immer wieder Fortschritte erzielen. Doch müssen wir aufpassen, um Wissenschaft nicht mit den Ideologien einzelner Wissenschaftler zu verwechseln. Dies gilt insbesondere für die Evolutionsbiologie, nach der es keinen echten Altruismus geben kann. Die Evolutionsbiologen verstehen unter Altruismus ein Verhalten, das auf Kosten des eigenen Wohlergehens, der eigenen Fitness, das Wohl eines Anderen steigert.

Jeglicher Ansatz dazu würde sich im Laufe der Evolution selbst ausrotten. Folgt man dieser Argumentation, so überlebt nach dem Darwin'schen Prinzip nur die stärkste, aggressivste und skrupelloseste Bestie im Dschungel des Daseins. Macht geht demnach vor Recht und regiert zwangsläufig.

In seinem Klassiker "Das egoistische Gen" versucht der angesehene Evolutionsbiologe Richard Dawkins diesen Ansatz zu enthärten. Seiner Meinung nach ist der Mensch die einzige Spezies auf Erden, die es vermag, gegen „die Tyrannei der egoistischen Gene anzukämpfen“.

Der Mensch vermag es, einigermaßen verträglich und gesittet zu leben, auch wenn er genetisch auf wilde Bestie programmiert ist. Aber diese Formulierung ist etwas unglücklich. Natürlich besitzt der Mensch Gene – wie jedes andere Lebewesen auch. Er hat aber auch eine Psyche. Das heißt, unser Gehirn bildet sich im Wechselspiel von genetischer Veranlagung und Umweltfaktoren aus, setzt Gene in Proteine und Zellen um, so dass wir uns in unserer Art zu denken, zu empfinden und zu sprechen unserer jeweiligen kulturellen Umgebung anpassen. Was genau aber meint Dawkins, wenn er davon spricht, gegen die „Tyrannei der Gene anzukämpfen“? Spielt er damit vielleicht auf Situationen an, wo man eigentlich egoistisch handeln möchte, sich dann aber zügelt und zu guter Letzt selbstlos zum Wohle des Anderen handelt. Aber wieso sollte das als ein Fallbeispiel dienen für unsere Macht, den egoistischen Genen zu trotzen? Nur wenn wir vom Mythos eines „Gespenstes in der Maschine“ gefangen sind, neigen wir unter Umständen dazu, das, was mir die „Natur“ vorgibt, zu tun, dem gegenüberzustellen, was ich – das reale Ich – tue. Und dies ist schlicht falsch, weil das

reale, biologische Ich nicht gegen die Tyrannei seines Gehirns revoltiert. Nein, ich benutze es schlicht. Die grundlegende (aber nicht haltbare) Idee, wonach das eigentliche „Selbst“ ein Akteur ist, der außerhalb der Natur besteht, auf rätselhafte Weise aber trotzdem in diese einzugreifen vermag, werden wir im nächsten Kapitel näher beleuchten.

Dawkins selbst definiert den gen-zentrierten Neo-Darwinismus wunderbar prägnant als eine Sicht, „wonach die Evolution durch das nicht-zufällige Überleben kleiner erblicher Zufallsveränderungen in adaptiv nichtzufällige Richtungen verläuft“.

Diese kleinen Veränderungen vollziehen sich in den Genen, die sich selbst kopieren, um sich zu erhalten. Die daher nicht-zufälligen Überlebensraten sind ein Index für die relative Fitness der Gene und ihrer möglichen Ausprägungen (Allele) in ihrer jeweiligen Umgebung. Doch aus der Tatsache, dass ein Organismus darauf angelegt ist, sich zu erhalten und weiterzuentwickeln, können wir noch längst nicht folgern, dass es ihm um nichts anderes als das eigene Überleben, das eigene „Interesse“, die eigene Nachkommenschaft, die eigene Fortpflanzungsfähigkeit oder dergleichen sonst geht. Evolutionsbiologische Funktionen auf das menschliche Verhalten zu beziehen, ist schlicht und einfach trugschlüssig. Das ist nichts anderes, als würde man aus der Tatsache, dass unser Sexualtrieb eine evolutionsbiologische Funktion hat, nämlich Nachwuchs zu zeugen, schließen, dass es uns beim Sex immer nur ums Kinderkriegen geht. Zum Glück (und zur Freude der Pharmaindustrie) ist das nicht der Fall.

Wir können also durchaus Spaß haben an Sex, der nicht der Fortpflanzung dient. In genau dem gleichen Sinne

können wir Freude daran finden, anderen zu helfen – egal, was Darwin sagt. Es gibt eine Vielzahl von evolutionären Dynamiken, aus denen der Einzelne, der sich selbstlos in den Dienst eines Anderen oder der Gemeinschaft stellt, einem Verwandten hilft oder sich bei einem Nachbarn für eine Hilfeleistung revanchiert, am Ende als Sieger hervorgeht. Manchmal geht der nette Junge von nebenan als Erster durchs Ziel, was an sich nicht überraschen dürfte, denn dieses Phänomen findet sich auch bei anderen Arten. So etwa gedeihen weniger tödliche Parasiten besser als ihre gierigeren, aber tödlichen Vettern – eine Dynamik, die bewirkt, dass Erkrankungen wie Myxomatose unter Kaninchen mit der Zeit weniger tödlich verlaufen. Nach dem gleichen Mechanismus müssen wir Menschen als Gemeinschaft zusammenhalten, um zu überleben. Nur wer sich innerhalb der Gruppe am besten anpasst, ist unschlagbar.

Die Gehirnforschung trägt heute einiges zum Verständnis des Menschen bei. Gegenstand intensiver Studien sind neuronale Mechanismen, die unseren Gefühlen zugrunde liegen wie Freude, Glück, Stimmungen oder Erregungszustände aller Art. Aber werden diese Studien auch eine Antwort liefern können auf die ewige Frage nach dem Wesen des Menschen?

Kommen wir noch einmal zurück auf die Frage nach dem Zusammenhang zwischen einem bestimmten Teil meines Hirns und meinem Tagtraum von den Pariser Prachtstraßen. Der einzige Zusammenhang – sofern sich ein solcher überhaupt ausmachen lässt, ist folgender: Wird ein Teil meines Gehirns verändert oder zerstört, ändert sich oder verschwindet vielleicht auch mein Tagtraum. Wenn der gleiche Teil meines Gehirns hingegen stimuliert wird, fange ich auch wieder an, von Paris zu träumen. Vielleicht zeigt sich auf einer sehr

hochaufgelösten Hirnaufnahme, dass ich immer dann die Sonne in Paris aufgehen sehe, wenn ein bestimmtes Neuron zum Feuern gebracht wird. Das wäre gewiss interessant, die praktische Forschung aber zeigt, dass solche lokal genau eingegrenzten neuronalen Ursachen eher die Ausnahme sind.

Im Allgemeinen sind Hirnaktivitäten vielmehr über weite Areale hinweg verteilt. Ganze neuronale Netzwerke sind an der Entstehung von Gedanken und Vorstellungen beteiligt, sogar an jedem einzelnen noch so unbewussten Teilgedanken. Aber wie auch immer: Bevor ein solches Ergebnis die Art und Weise beeinflusst, wie wir von der menschlichen Natur denken, müssen wir uns bewusstmachen, dass die ganze Psychologie dahinter nicht dem naturwissenschaftlichen Resultat entstammt, sondern in dasselbe einfließt. Die Interpretation, dass diese Hirnregion für das Denken an die Straßen von Paris verantwortlich ist, wird nur dadurch möglich, dass ich bereits weiß, dass das Subjekt tatsächlich an Paris denkt.

Die Worte und Handlungen einer Person, ihr nach außen hin wahrnehmbares Verhalten, ermöglichen, auf ihr Denken und Fühlen zu schließen. Selbst die Neurowissenschaft kann Fakten über das Gehirn psychologisch nur deuten, indem sie sie mit den von außen beobachtbaren Handlungen oder Aussagen abgleicht. Kurz und bündig formuliert: Das neuronale Skript muss mit dem realen Skript in Übereinstimmung gebracht werden.

Manchmal klappt das ganz gut, manchmal auch nicht. Wo das menschliche Verhalten in seiner Deutung unklar oder umstritten bleibt (etwa in der Frage, ob wir alle Egoisten sind), bringen uns auch neurophysiologi-

sche Erklärungen alleine kaum weiter. In manchen Fällen allerdings kann es durchaus helfen, die Ereignisse im Gehirn festzustellen. Beispiel: Ein Freund leugnet ganz offensichtlich, dass er wütend ist. Ein Hirnscanner könnte hier weitere Bestätigung liefern. Macht er genau die Hirnareale sichtbar, die mit „Wut“ in Verbindung stehen und somit entsprechend aktiviert sind, so wären wir noch geneigter, begründete Zweifel an den Worten unseres Freundes zu hegen. Aber was, wenn sein Verhalten ruhig wirkt, sein Lächeln aufrichtig aussieht und seine Stimme entspannt klingt? Dann stünde ein regelmäßiger neuronaler Zusammenhang im Widerspruch zu anderen Regeln, wie sich Wut äußert. Was sollten wir dann denken?

Gäbe es diese anderen Anzeichen hingegen nicht, dann hätten wir vielleicht durch reine Beobachtungsgabe seine Wut erkannt. Wir brauchen nicht lange, um die Nervosität in einer Stimme zu hören, ein verschlagenes Blitzen in den Augen zu sehen, ein aufgesetztes Lächeln oder eine überspielte Gereiztheit zu bemerken.

Fragen nach unseren echten Motiven und Gedanken scheinen unlösbar.

Verhaltensnormen oder Verhaltensgesetze scheint es nicht zu geben, lediglich Verhaltensfacetten, die sich von Mensch zu Mensch unterscheiden und sich mit ihm verändern, was mal zu guten, mal zu bösen Überraschungen führen kann. Außerdem lassen Wahrnehmungen und Beobachtungen immer auch unterschiedliche Deutungen zu. Hat George das ertrinkende Kind aus purer Selbstlosigkeit gerettet oder weil er damit zum gefeierten Helden werden wollte? Will Betty Albert bezirzen, weil sie ihn wirklich liebt oder weil sie sich von ihm aushalten lassen will? Das lässt sich nicht immer so

einfach sagen. Oft wissen wir selbst nicht so genau, warum wir etwas tun, denn unsere Gabe, die eigenen Handlungen zu reflektieren und zu deuten ist keineswegs perfekt. Ein eindeutiges Handlungsmotiv gibt es vielleicht gar nicht immer. Und viel leicht weiß Betty ja selbst nicht so genau, was sie wirklich von Albert will (seine Liebe und/oder sein Geld).

Was auch immer die Wissenschaft uns über die Mechanismen erzählen mag, die der menschlichen Psyche zugrunde liegen – können und sollten wir überhaupt angesichts solcher Erkenntnisse das Wesen des Menschen verändern? Die Frage erübrigt sich im Grunde, denn das passiert ganz von selbst. Wenn wir beispielsweise unsere Kinder zu gesellschaftsfähigen Wesen erziehen, sie sprechen lernen, sie heranführen an soziale und kulturelle Normen, Regeln und Werte, und ihnen all die unzähligen, kleinen Dinge vermitteln, die sie brauchen, um später als Erwachsener gut im Leben zu stehen. Ein langer und anstrengender Prozess, wie alle Eltern wissen, der außerdem begleitet ist von schier endlosen Erziehungsdebatten mit Lehrern und Pädagogen. Wer weiß schon, welches die beste Methode ist, Kindern das Lesen beizubringen. Vielleicht gibt es die eine beste Methode ja gar nicht, sondern nur viele verschiedene, wovon die eine für diesen, die andere für jenen Schüler besser geeignet sein mag.

Der Einfluss der Erziehung ist kultureller Natur. Es bleibt jedoch zu vermuten, dass mit der natürlichen Selektion oder genetischen Manipulation über viele Generationen hinweg mit einer Änderung des Genpools und einem neuen Menschen zu rechnen ist (einem „besseren Menschen“, wie es Vertreter der Eugenik immer gehofft haben).

Wohl kaum einer hätte etwas dagegen, wenn sich körperliche Erkrankungen, die durch genetische Besonderheiten bedingt sind, ausmerzen oder vermindern ließen: Die Huntingtonsche Chorea (der „erbliche Veitstanz“) oder die erblich bedingte Duchenne-Muskeldystrophie etwa, um nur zwei der bekanntesten Beispiele zu nennen. Die Frage ist nur, ob Eingriffe in das Erbgut des Menschen denkbar wären, nicht um genetische Defizite und Krankheiten auszumerzen, sondern um das Wesen des Menschen zu verbessern, so dass er beispielsweise gerechter, weniger egoistisch, tapferer, intelligenter, phantasievoller, umsichtiger, humorvoller oder verträglicher wird.

Gewiss, die Ziele der eugenischen Maßnahmen von einst mögen uns heute skurril erscheinen, sofern sie keine niederträchtigen Absichten verfolgt haben. Aber ich bin sicher, es gibt heute viele Menschen, die glauben, sie könnten es besser. Die alte Eugenik, so denken sie, führte zu einem Albtraum. Aber wir im 21. Jahrhundert werden den Zauberstab schwingen. Wir wissen, wie sich der Traum von Utopia, von einem gesellschaftlichen Idealzustand, verwirklichen lässt, und wir sind verantwortungsbewusst genug, um es zu tun.

Ich denke allerdings nicht, dass wir uns diesen Optimismus erlauben können. Es gibt eine Reihe ersichtlicher Gründe, die zur wissenschaftlichen Vorsicht mahnen. Zum einen sind nur sehr wenige Aspekte der normalen menschlichen Entwicklung, und insbesondere des Gehirns, nicht polygenetisch, sprich nicht abhängig von mehreren Genen – eine Tatsache, die zu riesigen kombinatorischen Explosionen führt: Wenn jedes unserer rund 25.000 Gene selbst mit einer kleinen Anzahl der anderen 24.999 Gene auf sehr viele Arten und Weisen interagieren kann, ergeben sich Abermillionen von

Möglichkeiten. Die Aussicht, all diese Prozesse bis ins kleinste Detail zu ergründen, ist also mehr als gering. Das so viel gerühmte Humangenomprojekt, das es sich mit dem Aufbruch in neue (biotechnische) Welten zur Aufgabe gemacht hat, das Genom des Menschen vollständig zu entschlüsseln, nimmt sich da vergleichsweise harmlos aus.

Gleichermaßen naiv wäre es zu glauben, dass der Gen-Utopismus gefeit wäre gegen allgemeine politische und wirtschaftliche Zwänge. Eugenische Konzepte müssen immer im Kontext gesehen werden. So etwa waren die Eugeniker arische Rassisten mit einer sehr absonderlichen Auffassung vom Menschen und seiner Vortrefflichkeit. Da sei die Frage gestattet, welche eugenischen Konzepte es heute oder in der Zukunft geben könnte? Der Kapitalismus beispielsweise würde Eingriffe begrüßen, die Konsumneid und Besitzgier fördern. Die politische Rechte würde einen Eingriff schätzen, der die Sorge um „Soziale Gerechtigkeit“ vermindert, die Linke einen, der sie vergrößert.

Die Pharma-Industrie würde keine Forschungen finanzieren, um für so ziemlich jedes Gebrechen ein Heilmittel zu finden, ohne sich selbst eine solide Grundlage für ein dauerhaftes und profitables Geschäft zu sichern. Und wo Moralisten für Menschenliebe und Einsicht stimmen würden, wird das Pentagon für ein weniger mitfühlendes und gehorsameres Militär plädieren. Mit anderen Worten, wir müssen uns in Acht nehmen vor der Idee einer freien und unabhängigen „Wissenschaft“, einer erkenntnisreichen, erfinderischen, nüchternen, aber auch wohlwollenden, unsichtbaren Hand, in die wir die Zukunft der Menschheit getrost legen können. Eine solche Hand gibt es nicht.

Die Thematik ist nicht nur wissenschaftlich und politisch überaus komplex, sondern birgt auch viele philosophische Fragen. Bereits in der Philosophie der Antike finden sich Quellen, die uns hier zu wichtigen Einsichten führen.

So etwa der Leitsatz des Sokrates von der Einheit der Tugenden: Man kann nicht für sich genommen tapfer sein, oder großmütig, oder gnädig. Eine Tugend alleine reicht nicht aus, es braucht weitere. Tapferkeit muss gepaart sein mit bewusster Erkenntnis und sicherem Urteilsvermögen, damit sie nicht zu Tollkühnheit oder Unvernunft gerät; sie bedarf der Besonnenheit und kluger Einsicht, damit sie nicht zu Leichtsinn wird. Dies gilt gleichermaßen auch für andere Tugenden. Richterliche Gerechtigkeit erfolgt erst dann, wenn der Richter sein besonnenes und gnädiges Urteil mutig über die Forderungen der Öffentlichkeit nach der Höchst- oder Todesstrafe stellt. Die Liste der Beispiele ließe sich für alle Bereiche des täglichen Lebens fortsetzen.

Allein diese Tatsache macht jegliche Versuche, die Natur des Menschen mittels genetischer Manipulationen zu „verbessern“, zu einem höchst riskanten Unterfangen. Um positive Anlagen wie Gutherzigkeit oder Großmut in uns Menschen zu mehren und negative zu verringern, schaffen wir positive Voraussetzungen wie ein freundliches Umfeld für unsere Kinder, in dem wir sie erziehen und fördern und freundliche Gesten wohlwollend honorieren. Aber könnte die genetische Zauberkugel, die all diese mühevollen Übungen in Sachen gesellschaftlicher Kultur umgeht, tatsächlich Wirklichkeit werden?

Eine falsch verstandene Gutherzigkeit ist sicherlich der verkehrte Weg: Allzu wohlmeinende Eltern verwöhnen

ihre Kinder oft, ersticken sie förmlich mit ihrer Fürsorglichkeit und behindern damit ihren Reifeprozess. Was also tun? Die Tugendlehre des Aristoteles ist eine „Lehre von der Mitte“. Und Sokrates sagt, die wahre Tugend müsse einhergehen mit (sittlicher) Urteilkraft, Feingefühl, Vorstellungskraft, Respekt vor der Würde der Anderen sowie einer Reihe von Fähigkeiten. Doch wo genau diese Mitte festzumachen ist, darüber besteht wenig Einigkeit. Das einzige, was wir also machen können, ist, jeweils eine allgemeine Richtung einzuschlagen und die Daumen zu drücken.

Ein weiterer Punkt kommt hinzu, der die Sache noch erschwert: Unsere Welt ist tatsächlich noch viel komplizierter. Die meisten Menschen sind zumindest zeitweise durchaus großzügig. Hitler war bekanntlich gut zu Tieren. Nehmen wir einmal an, man könne durch genetische Manipulation verhindern, dass Bosheit überhaupt erst zur Entfaltung kommt.

Ein echter Durchbruch, wie man meinen möchte. Aber wären damit auch andere damit verbundene Eigenschaften ausgemerzt, als da wären Neid, Eifersucht, Missgunst und Strebsamkeit im unteren Extrem, oder gar Gerechtigkeit im oberen Extrem? Eigenschaften, die erklären, warum wir dem einen Menschen mehr, dem anderen weniger gutherzig begegnen.

Scheint ganz der Fall zu sein. Könnte ein so einseitig gearteter Mensch überhaupt über die nötige geistige Wachheit und Regsamkeit verfügen, um die vielfältigen Herausforderungen und Aufgaben des Lebens zu meistern?

Oder wäre er so etwas wie ein lobotomierter Zombie,

die Parodie eines bewundernswerten Menschen. Natürlich würde es uns gefallen, wenn wir einen Menschen schaffen könnten, der in allen Lebenslagen stets das richtige Maß an Gutherzigkeit und Großmut findet. Aber dazu braucht es keine Genmanipulation. Wir alle tragen relativ formbare Charakteranlagen in uns, die durch Erziehung und Erfahrung ihren entsprechenden Feinschliff bekommen. Ohne erlerntes und erfahrungsbasiertes Wissen lassen sich die Wogen des Lebens nicht durchschiffen. Wir könnten keine Fremdsprache erlernen und wären in unbekanntem Gefilden oder neuen Situationen hoffnungslos verloren.

Selbst wenn wir uns an das alte und offenbar unumstrittene Ziel der Eugenik halten, durch verbesserte Gene eine „höhere Intelligenz“ herbeizuführen, erwachsen Bedenken. Intelligenz kann bekanntermaßen für gute wie für schlechte Zwecke eingesetzt werden, für strategische ebenso wie für kooperative. Odysseus war der intelligenteste unter Agamemnons Kriegern, berühmt für seine listigen Ideen, Lügen und Komplote. Intelligenz ist auch keine monolithische Eigenschaft. Im akademischen Bereich beispielsweise wimmelt es von brillanten Köpfen auf ihrem jeweiligen Gebiet, denen wir im realen Leben nicht viel zutrauen würden. Ein Gen für Intelligenz ist bislang nicht gefunden. Und so spielt die Intelligenz mit den Forschern weiter Versteck.

Die Erforschung der menschlichen Natur ist so alt wie die Philosophie.

So alt wie Homer und der Heilige Augustinus. So alt wie Shakespeare und Proust. Und so neu wie die allermodernsten Erkenntnisse der Spieltheoretiker, Evolutionspsychologen, Neurophysiologen, Pharmakologen,

Zoologen, Ökonomen, ja vielleicht sogar der Quantenphysiker und Ingenieure.

Jedem einzelnen von ihnen Gehör zu schenken, ist ein mühsames Unterfangen. Wir müssen einzelne Erkenntnisse vorsichtig und sorgsam prüfen. Und staunen über diese reiche Fülle!

Stellen wir also unser Okular nun etwas schärfer und zoomen in das Neugeborene hinein, in das Baby, dem frühkindlichen Menschen.

Einige große Errungenschaften in der Erkenntnis der Natur des Menschen lieferten im 20. Jahrhundert sowohl die Individualpsychologie im Namen von Alfred Adler, aber auch die Biologie/Zoologie eines Adolf Portmann. Sie hatten beide auf ihrem Gebiet richtig die große Hilflosigkeit des menschlichen Neugeborenen erkannt - und es eben nicht als Manko (wie viele Wissenschaftler vor ihnen) deklariert, sondern als fundamentale Eigenschaft für das Gemeinwesen verstanden. Alfred Adler hatte bereits in den 20er und 30er Jahren des letzten Jahrhunderts die große Hilflosigkeit des einzelnen Menschen in der Natur hervorgehoben und betont, dass das Schwäche- oder Minderwertigkeitsgefühl, mit welchem das Kind diese hilflose Situation erfährt, es ständig treibt, seine Situation zu verbessern und zu lernen.

Er erkannte, dass die soziale Lebensweise des Menschen - und die damit gegebene natürliche Möglichkeit, Gemeinschaftsgefühle zu erwerben - aus dem körperlich schwachen Säugling und Kleinkind doch ein Wesen macht, das gerade aufgrund seiner kindlichen Hilflosigkeit und Angewiesensein auf die Hilfe der sozialen Umgebung einerseits und seiner natürlichen Ausrichtung

auf den Mitmenschen andererseits im höchsten Grade frei ist, sich vielfältig zu entwickeln.

Adolf Portmann bestätigte nun als Biologe und Zoologe mit seinen Forschungen aus den 40er und 50er Jahren des letzten Jahrhunderts in fast allen Punkten die Befunde Adlers zum Gemeinschaftsgefühl als anthropologischer Größe. Fand er doch als Biologe mit den Mitteln der vergleichenden Morphologie und Embryologie, dass die nachgeburtliche Hilflosigkeit des Menschen, die man oft missverständlich 'Frühgeburt' genannt hatte, gerade das ist, was des Menschen spezielle Lebensform in der Gemeinschaft ausmacht.

Es ist unbestreitbar das Verdienst Adolf Portmanns, die soziale Lebensweise des Menschen aus dessen - im Tierreich einzigartig dastehender - Ontogenese, also aus der Entwicklungsweise eines menschlichen Individuums von der Zeugung bis zum Tode, wissenschaftlich exakt erklärt zu haben. Er hat gezeigt, dass die typische Entwicklungsweise eines Menschenkindes untrennbar mit dem Aufbau seines Organismus verbunden ist. Das bedeutet, dass die soziale Natur des Menschen, seine natürliche Gemeinschaftsfähigkeit sich nur im innigen Wechselspiel mit der menschlichen Gemeinschaft entwickeln kann. Portmann wies nach, dass der Bau des menschlichen Organismus, seine soziale Lebensweise und seine Entwicklung in der Mutter-Kind-Beziehung sich gegenseitig bedingen und im Grunde alles verschiedene Aspekte des Gemeinschaftswesens Mensch sind. Das menschliche Zusammenleben ist wie das aller höheren Tiere sozial.

*"Die Natur des Menschen ist Kultur."*, formuliert Portmann und meint damit folgendes: Der Mensch ist als einzige

Tierart in der Lage, sein Verhältnis zur Welt frei zu gestalten - er kann auf seine Umwelt in höchstem Masse Einfluss nehmen, wie das kein Tier kann, denn er kann sich die ganze Welt forschend zu seiner Umwelt machen. Er formt sich im Zusammenleben mit den Mitmenschen die Natur zur 'zweiten Natur', zur Kultur und hat dabei alles, was er zu seinem Leben braucht, nicht automatisch von der Natur vorgegeben, ohne darauf Einfluss haben zu können, sondern kann sich, was er zum Leben braucht, durch Bearbeitung der Natur selbst gestalten. Mensch ist ein Wesen, das die Natur bearbeitet und aus ihr Kultur formt. In diesem Sinne ist die Umwelt des Menschen die von ihm bearbeitete Natur. Portmann nennt sie auch die "Gemeinschaftssphäre". So künstlich eine jede Kultur erscheinen mag, ist sie doch nichts anderes als Ergebnis der Fähigkeit des Menschen, die Natur zu bearbeiten.

Des Menschen natürliche Lebensform ist also eine kulturelle. In der menschlichen Gemeinschaft zu leben ist seine Natur und damit auch sein Bedürfnis, ohne, dass er darob in seinem Eigenwert geschmälert werden würde. Das Bedürfnis nach vollem Wechselspiel zwischen menschlicher Gemeinschaft und Individuum ist ebenso tief in seiner Natur verankert wie das Streben nach Selbstbehauptung, desgleichen das lebenslange Bedürfnis nach einer innigen Liebesbeziehung, ebenso wie die von Geburt an lebendige Ausrichtung des Kindes auf die soziale Umgebung in der Mutter-Kind-Beziehung, seine von Geburt an spielenden, im Verlaufe der Entwicklung immer stärker werdenden spontanen Impulse des Strebens, der Nachahmung, des Lernens.

Jeder Mensch reagiert von Geburt an individuell. So sozial sein Leben verläuft, ist es gleichzeitig von Anfang an auch immer individuelles Leben. Er entfaltet bereits

sogleich nach der Geburt eine unverkennbare Eigenaktivität. Im Wechselspiel der Eigenaktivität und den Erziehern entfaltet der Mensch seine ererbten sozialen Anlagen.

Das Individuum bildet mit seinem Streben nach Selbstverwirklichung von Natur aus keinen wie auch immer gearteten Gegensatz zu einem glücklichen Wechselspiel zwischen ihm und seinen Mitmenschen. Gerade die innigste Verankerung des Individuums in der Sozietät ist die von der Natur gegebene Voraussetzung, damit das Individuum all die reichhaltigen Möglichkeiten seiner Natur ausschöpfen und zur vollen Geltung bringen kann. Es gibt keinen natürlichen Gegensatz zwischen Individuum und Gemeinschaft, gar einen wie auch immer gefassten Aggressionstrieb, oder eine sonstige im Menschen liegende Quelle spontaner Aggression. Aggressionen, Kriege und sadomasochistische Abhängigkeiten von Menschen untereinander sind Produkt einer falschen Weltsicht der Kultur, durch Tradition übernommen und scheinbar natürlich. In Wirklichkeit aber künstlich und veränderbar.

Es gibt keine Vererbung erworbener Eigenschaften im menschlichen Seelenleben. Es gibt in der menschlichen Gemeinschaft höchstens das, was man einmal "soziale Vererbung" genannte hat. In der Erziehung, in der Kultur sind nicht genetische Gesetzmäßigkeiten oder das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl am Werke, sondern die Entwicklung der menschlichen Gemeinschaften, der Kulturen, die Lebensformen der aufeinanderfolgenden Generationen, ist ein geschichtlicher Entwicklungsprozess und hier werden Werte durch Tradition, Erfahrung und Erziehung weitergegeben.

Wie der Mensch sich mit den Mitmenschen zu einer

Gemeinschaft findet, ist eine Frage der Kultur, in der er lebt, ist eine Frage dessen, was er in der Beziehung zu seinen Erziehern erlebt. Seine Natur ist eine, die durch und durch kulturell ist. Er ist in allen seinen körperlichen und geistigen Entwicklungen von der Zeugung an ein kulturelles Wesen. Der Mensch lernt sein Verhalten zur Welt und zu seinen Mitmenschen in der Mutter-Kind-Beziehung. Sie ist das Gründende aller sozialen Gebilde, die der Mensch hervorgebracht hat und bringt, nicht etwa irgendein Staat irgendein Stamm, oder eine sonstige Gestalt einer Gruppe sind das Vorbild für die menschliche Gemeinschaft. In diesem Sinne können wir behaupten, der Mensch sei "weltoffen". Der Mensch kommt aber nicht durch verstandesmäßigen Entschluss zur Geselligkeit, sondern aus der natürlichen primären Anlage, die er mit allen höheren Tieren teilt. Vor aller Abwendung des Menschen von seinen Artgenossen, vor all seinem Streben nach sogenannten 'Autonomie', vor allem Einzelgängertum steht die Zuwendung zum Artgenossen.

Die Isolation eines Menschen ist letztlich Ausdruck seiner sozialen Lebensform, ja in jeder Form der Isolation eines Menschen ist immer noch die Kultur sichtbar, aus welcher dieser Mensch kommt. Beim Menschen ist die Frage wie das "Mutter-Kind-Verhältnis in die menschliche Gruppe eingeordnet wird völlig von den Konventionen der Kultur, in welcher Mutter und Kind leben, abhängig und nicht von natürlichen Gegebenheiten.

Portmann hatte als erster im Jahre 1944 darauf hingewiesen, dass das menschliche Kind eine Schwangerschaft von ca. 21 Monaten durchlaufen müsste, um bei Geburt einen Entwicklungsstand erreicht zu haben, der dem anderer Primaten entspricht. Das gesamte erste Lebensjahr des Menschen verläuft demnach auch unter

embryonalen Wachstumsgesetzen. Er wird also quasi 12 Monate "zu früh" geboren. Das ist jedoch, wie schon darauf hingewiesen, keine Frühgeburt, sondern der normale Entwicklungsgang des menschlichen Individuums: der werdende Mensch wird aus dem Mutterleib heraus in einen zweiten Mutterschoß geboren, in welchem er mehr als die zweite Hälfte seiner nach embryonalen Gesetzmäßigkeiten verlaufenden Entwicklung verbringt: es ist der soziale Mutterschoß. Das macht die Sonderstellung des Menschen unter den Säugetieren aus. Der neugeborene Mensch entspricht in seiner ganzen körperlichen Ausstattung nicht dem eines erwachsenen Menschen.

Er kommt hilflos zur Welt, was nicht nur seine geistigen und seelischen Fähigkeiten betrifft. Vielmehr liegen wesentliche körperliche Entwicklungsprozesse bei der Geburt noch vor dem kleinen Wesen, die es von nun an im innigen Wechselspiel mit seiner sozialen Umgebung, also in erster Linie die Mutter, lernt. In dieser Phase, die Portmann das 'extra-uterine Jahr' genannt hat, verlaufen die Wachstumsprozesse des Säuglings noch nach Gesetzmäßigkeiten, wie zuvor im Mutterleib, also nach embryonalen Gesetzmäßigkeiten. Ziemlich genau nach Abschluss des ersten Jahres etwa hat der Mensch dann jenen Zustand erreicht, wo er einer gewissermaßen verkleinerten Form eines Erwachsenen gleicht. Dann ist auch der erste große Wachstumsschub vorüber. Jetzt hat er eigentlich erst den Zustand erreicht, den Neugeborene der höheren Säugetiere haben.

Der Mensch kommt also gewissermaßen ein Jahr "zu früh" zur Welt, wenn man ihn mit Tieren seiner Stufe vergleichen möchte. Das ist jedoch nicht als Entgleisung der Evolution, als Frühgeburt, oder Geburt im Affenstadium zu verstehen. Vielmehr ist dies die spezielle

Form der Entwicklung, die der Mensch im Verlauf der Evolution entwickelt hat. Es ist die spezielle menschliche Entwicklungsweise. Und sie ist höchst sinnvoll. Drei große Aufgaben stellen sich nämlich dem neugeborenen Menschen, die er alle etwa mit dem ersten Lebensjahr im Zusammenspiel mit der sozialen Umgebung bewältigt hat.

Erstens der Erwerb der aufrechten Haltung, zweitens das Erlernen der Sprache und drittens das Entwickeln des einsichtigen Handelns. Etwas vereinfacht gesagt lernt der Mensch im ersten Jahr Laufen, Sprechen und Denken. Eine gewaltige Aufgabe, wenn sie sich ein ca. 55 cm großes und sechs bis sieben Pfund schweres Neugeborenes vorstellen. Aber es geht, wie sie an sich selbst leicht feststellen können, sehr gut. Wie kommt nun diese gewaltige Leistung des Säuglings zustande?

Bei allen Säugetieren ist der Bewegungsapparat bei Geburt arttypisch ausgeformt, nicht so der Mensch. Er erwirbt seine typische aufrechte Haltung erst durch aktives Streben längere Zeit nach der Geburt. Bei Geburt liegt lediglich eine gewisse Disposition vor, auf welcher das Lernen und Probieren des Kindes aufbaut. Unter der Mitwirkung des kindlichen Strebens, Lernens und Nachahmens erreicht der Körperbau seine richtige Ausprägung, wobei sich Teile im Wachstum auffällig verschieben. Mit ca. einem Jahr dann hat das Kind dann das entwickelt, was das speziell Menschliche ist: seine aufrechte Haltung. Dieses dauernd aufrechte Stehen und Laufen können als normale Haltung ist erlernt, die Fähigkeit die Beine in Schreitbewegungen laufen zu lassen ist genetisch vorgegeben und reift im Verlaufe des ersten Jahres heran. Der ganze Körperbau des Neugeborenen ist auf dieses Lernen hin angelegt. Die Beine

sind verglichen mit den Armen im Wachstum zurückgeblieben bis das Kleine Stehen gelernt hat, dann erst setzt das Wachstum der Beine richtig ein, sodass der Laufend-lernende Säugling auf kürzeren Beinen leichter Stehen lernt.

Dieser Prozess ist in eine Phase verlegt, wo die großen psychischen Bildungsvorgänge, die Formung unseres Welterlebens sich ereignen. Das Laufend-lernen kann also nur im ganzen Zusammenhang verstanden werden, in dem der Mensch in den ersten Jahren seines Lebens lernt und sein Bild von sich und der Welt formt.

Menschliche Sprache kann nicht aus Tierlauten abgeleitet werden. Sie beruht auf dem Prinzip des Zeichens zur Mitteilung von Wahrnehmungen, Urteilen und Wünschen. Diese Sprache lernt das Kind.

Bereits im 3. bis 4. Monat beginnt es mit ersten Bewegungsversuchen zur Lauterzeugung, was dann im 5. und 6. Monat rasch zunimmt. Es entstehen Lallmonologe, und das Kind schafft spielerisch ungezählte wahllos kombinierte Lautgebilde. Diese Phase mit ihrem Reichtum an Elementen enthält die Möglichkeit zum Erlernen jeder beliebigen menschlichen Sprache. Aus diesem durch wahlloses Probieren selbstgeschaffenen Reservoir nimmt das Kind dann im 9. bis 10. Monat das Material, um Worte der sozialen Umgebung nachzuahmen. Das Nachsprechen beginnt. Ab dem 12. Monat dann beginnt der eigentliche Spracherwerb als vom Kinde selbständig innerlich nachgebildete Übernahme der Sprache seiner Gesellschaft. Ein Affe verfällt nie auf die geringste Nachahmung irgendeines in der Umgebung regelmäßig wiederkehrenden Lautes.

Gleichzeitig mit den Vorbereitungen zum Stehen und

dem Nachahmen der ersten Wortgebilde vollzieht sich im Handeln des Kindes der Übergang von rein dressurmässiger Nachahmung, die schon früh neben instinktiven Anteilen auftritt, zu eigentlich einsichtigem Handeln. Bereits die frühe Nachahmung des Säuglings ist von "Aha"-Erlebnissen durchzogen. Man findet diese auch beim Schimpansen. Dieser bleibt jedoch dabei.

Der menschliche Säugling jedoch erreicht mit neun bis zehn Monaten eine Stufe, wo erstens Problemlösungsversuche einsetzen, in denen das Kind frühere Lösungen auf ähnliche oder andere Situationen zu übertragen beginnt. Damit hat das Kind gelernt, Dinge objektiv anschauen zu können.

Zweitens beginnt es, technische Zusammenhänge erfassen zu können.

Das Erlernen der aufrechten Haltung, der Sprache und des einsichtigen Handelns bilden in Wirklichkeit eine Einheit, und es lassen sich wichtige charakteristische Gemeinsamkeiten erkennen:

- Von Anfang an beobachtet man ein aktives Streben des Kindes nach immer neuen Bewegungen und Haltungen in allen Bereichen des Körpers. Das dient einmal der Befriedigung eines gewissen Bewegungsdranges. Hat aber die weit wichtigere Funktion, dass hierdurch das Kind seinen Körper kennen und über ihn verfügen lernt. Wie es dabei den Körper als "seinen" kennenlernt, so auch "seine" Laute, die es imstande ist zu produzieren und bald auch zu modulieren. Diese Probierbewegungen beruhen auf neuromuskulärem Geschehen. Sie sind zum einen ein Zeichen der Entwicklung des Nervensystems. Weit wichtiger jedoch ist,

dass das Kind hiermit ständig selbst neue Beziehungen erzeugt, auf welchen dann wiederum neue Schritte der Erfahrung aufbauen, die zuvor nicht möglich waren. So wird durch neugieriges Probieren des Kindes ein Entwicklungsorgan eingeleitet und unterhalten.

Hier treten die ersten Spuren erwachenden Bewusstseins auf, die mit den eben genannten ersten vielseitig suchenden Bewegungen des Säuglings in Wechselwirkung treten. Diese ständig stärker werdende Lernbewegung kombiniert sich nun im extra-uterinen Erstjahr mit den bereits im Mutterkörper begonnenen Reifungsvorgängen, die bei der Geburt noch nicht abgeschlossen sind. So geschieht also im ersten Lebensjahr des Kindes eine Verschränkung der zum Teil noch ausreifenden organischen Anlagen in stetigem und innigem Wechselspiel mit der sozialen Umwelt. Wesentliche Eigenschaften des Menschen sind also das Ergebnis seiner sozialen Lebensweise. Das erste Lebensjahr des Menschen steht bereits unter dem Gesetz des "Geschichtlichen".

- Das Nachahmen von Verhaltensweisen der Mitmenschen gehört zur Eigenaktivität des Kindes von Anfang an. Die aufrechte Haltung des Menschen, seine Sprache und sein einsichtiges Handeln sind von Anfang an soziale Phänomene.
- Die Reifung wesentlicher körperlicher Funktionen geschieht beim Menschen von Geburt an in der Mutter-Kind-Beziehung und kommen ohne sie nicht zustande.
- Die Hilfe der sozialen Umgebung, also die Erziehung in den ersten Jahren, ist von Geburt an in steter unauflösbarer Wechselwirkung mit der dem

Kind von Geburt an eigenen 'schöpferischen Aktivität' und dem Drang zur Nachahmung. In der Erziehung lernt das Kind die kulturellen Werte kennen. Es formt daraus seine Weltsicht. Das Wechselspiel von Erziehungseinflüssen und schöpferischer Kraft des Kindes in der Mutter-Kind-Beziehung formen sowohl die wesentlichen Merkmale des Körpers aus, wie auch die Art der zwischenmenschlichen Beziehungen des späteren Erwachsenen. Dies ist das Wesentliche des menschlichen Entwicklungsganges.

Der Mensch lernt also seine Sicht von sich und der Welt und sein Verhalten zur Gemeinschaft in der ersten Gemeinschaft, die er in seinem Leben erlebt.

Soziales Verhalten ist dabei nicht ausschließlich durch Prägung dem Menschen wie ein Stempel aufgesetzt. Der Mensch erlernt seine Körperformung und sein Verhalten in der Gemeinschaft in enger Wechselwirkung von psychischem und körperlichem Geschehen.

Das extra-uterine Jahr bietet also nicht einfach die Möglichkeit in einer besonders sensiblen Phase dem weichen Organismus des Kindes Sozialverhalten gleichsam einzudrücken, sondern die menschliche Entwicklung in den ersten Lebensjahren geschieht in der Beziehung zum Mitmenschen. Diese Gemeinschaft ist uns aber nicht erblich gegeben. Vielmehr entsteht aus erblichen Grundlagen, die die Möglichkeit zur vertrauensvollen aktiven und schöpferischen Hinwendung des Kindes ermöglichen und der Erziehung in der Mutter-Kind-Beziehung die Sozialwelt des Individuums. Das Gemeinschaftsgefühl des Menschen entsteht also nicht durch Reifung einer Anlage, sondern bildet sich in der Mutter-Kind-Beziehung der ersten Jahre in innigem

Wechselspiel zwischen ererbter Disposition des Menschen, grundsätzlich zu Gemeinschaftsgefühlen fähig zu sein und den Erziehungseinflüssen, die letztlich den Werten der jeweiligen Kultur entspringen.

Der Körper des Menschen ist nicht "nur" materielle Grundlage, gleichsam ein Gefäß für das "höhere Menschliche". Die spezielle menschliche Entwicklung nach der Geburt zeigt einen innigen Zusammenhang zwischen Körperbau und Verhalten, der mehr ist als der von 'Form' und 'Inhalt'. Körper und Seele bilden eine Einheit, die den endgültigen Körperbau und der Charakter des Menschen entstehen.

Dabei sind die speziell menschlichen Züge von der Zeugung an da. Schon das befruchtete Ei enthält alle Möglichkeiten des fertigen leiblich seelischen Menschen, und alle Entwicklungsschritte sind hin geordnet auf die menschliche Eigenart der frühen Geburt und des späten Erwerbs unserer körperlichen und seelischen Eigenschaften in der Mutter-Kind-Beziehung.

Und hier machen wir auch schon wieder einen Break!

Sokrates wollte mit seinem Spruch nicht aufzeigen, dass er dumm und unwissend ist, sondern, dass er sich der Grenzen seines Wissens bewusst ist; ebenso verhält es sich in unserem Fall, in dem wir annehmen dürfen, dass auch der letzte Abschnitt seine Grenze erreicht hat mit seiner Interpretation und Deutung bezüglich unseres Beobachtungsgegenstands.

Wieder sind wir von einem speziellen Ausgangspunkt vorwärtsgedrungen in das Labyrinth um die menschliche Natur. Und wieder haben wir Neues erfahren, un-

sere Ansicht ergänzt, das Thema wieder mehr abgerundet – und doch sind wir eben nicht auf dem Gipfel der Erkenntnis, sondern eher auf einem der vielen Gipfel, Hügel und Berge, die das Wesen unserer Betrachtung ausmachen.

Aus all dem viel Gesagten wollen wir nun im nächsten Kapitel zusammenfassend resümieren und uns der Frage nach der Selbsttäuschung stellen. Folgen Sie mir also...

### **Kapitel 3: Machen wir uns selbst was vor?**

Wir haben gesehen – zumindest zu einem Teil – wie wir sind und warum wir so sind; und dennoch ist es eine bedauernswerte Tatsache, dass wir uns nicht vollstens informiert fühlen bezüglich den Umständen, die Natur des Menschen im „wie“ und „warum“ zu begreifen. Seien wir ehrlich: all das in diesem Buch Angerissene und Gestreifte – zu dem auch noch all das kommt, was dennoch wichtig ist, hier aber nicht aufgeführt wurde – hat unseren Erkenntnisschatz nicht wirklich erhellt, vieles war bereits bekannt, vieles andere war bereits schon mal gehört und all der Rest ist zwar „nice to know“, aber nicht wirklich wesentlich. Oder?

Der Mensch neigt zuweilen dazu, sich „besser“ oder auch „schlechter“ zu sehen und zu machen, als er in Wirklichkeit ist – und er weiß es auch insgeheim, dass sein „schlechter“ oder „besserer“ Blick auf sich selbst nur einer partiellen Realität entspricht, einer Wirklichkeit, die die innere Welt und das innere Selbst-Bild beinhaltet, und die in erster Linie der Selbstreflektion dient. Sie sagt uns, wo und wie wir gegenüber einem bestimmten Sachverhalt (der sowohl innen als auch außen liegen kann) stehen und was unsere Position ausmacht.

Machen wir uns „schlechter“ vor uns selbst, kann das beispielsweise dem dienen, dass wir uns innerlich motivieren und antreiben wollen, um nicht mehr „schlechter“ zu sein (was wir ja eigentlich gar nicht sind, wie wir ja auch bekanntlich wissen), um leichter „besser“ werden zu können; umgekehrt steht es mit dem „besser“ sein.

Wir sind Weltmeister – jeder einzelne von uns Men-

schen auf diesem Planeten – der Auto-Illusion, der Selbstverarschung, des Eigenbetruges, der Vormachung falscher Tatsachen, des Vorspielens eines Theaters, welches uns von unseren eigentlichen Ingredienzien ablenken soll.

Wir handeln gegen uns, wissentlich, dass das, was ich gleich tun werde, mir mehr schaden wird als nützen.

Wir haben das Potential, alles zu machen und zu tun, was wir uns in unseren kühnsten Träumen vorstellen können; vieles von dem tun wir auch, anderes lassen wir nicht zu.

Die Menschlichkeit ist ein Denken und Handeln basierend auf Selbstlosigkeit, Mitgefühl, Warmherzigkeit, Herzengüte, Ehrlichkeit, Verständnis, Toleranz, Einfachheit, Gewissenhaftigkeit, Zufriedenheit, Achtsamkeit, gegenseitiges Verantwortungsgefühl und Respekt. Leider ist das nicht alles; es gibt so viele Dinge, die wir tun, aber letztlich können wir nicht wirklich stolz darauf sein, viel zu sehr sollten wir uns fragen, was das in uns ist, das uns so sein lässt, wie wir eigentlich nicht so gerne sein wollen. Ich spreche selbstverständlich von den Attributen, die wir alle in uns tragen, wie Zorn, Egoismus, Neid, Ekel, Hinterlist, Heuchelei, und so fort. Und – als wir es gewusst hätten – so erfanden wir das Konzept der Menschenrechte, die wir über die UNO weltweit zu bewahren versuchen.

Doch: Brauchen dann die Menschenrechte nicht auch ein gewisses Menschenbild, in dem die Natur des Menschen zumindest ansatzweise allgemeinverständlich erklärt wird?

Die Vorstellung von einer „Natur des Menschen“

diente bis noch vor Kurzem als Inbegriff dessen, was allen Menschen gemeinsam war. Sie galt (einschließlich der in sie eingetragenen Vorstellungen vom gelungenen Menschsein) als angeboren und unveräußerlich. Ebenso taugte sie auch als anerkannte objektive Grundlage, auf die man sich berufen oder sogar sich je nachdem verweigern konnte, wenn man am Faktischen, an dem durch Macht zur Geltung gebrachten Konstruierten oder zu dem aus subjektiver Einsicht oder Willkürlichkeit Fantasierten Kritik übte oder dazu sogar in Widerspruch stand.

Vor diesem Hintergrund „lohnt“ es sich, dem Verschwinden, dem stillen Abhandenkommen, vielleicht auch der Unverzichtbarkeit und Verborgenheit bzw. der eventuellen Vererbung der Vorstellung von dieser menschlichen Natur nachzuspüren. Eine solche latente Beerbnungsformel könnte etwa im heute vielfach beschworenen Begriff des „Menschenbildes“ liegen. Das ist jedenfalls eine Vermutung, die wir hier ebenso in interdisziplinärer Bemühung nachgehen können.

Im Unterschied zu früheren Diskussionen zu Natur und Naturrecht fokussieren wir uns hier auf jene Problematisierungen, die aus den Debatten, die aktuell in der Philosophie weltweit geführt werden, resultieren. Es geht aus der Perspektive der heute weltweit als ethischer Standard anerkannten Menschenrechte darum, wie abseits von Buchstaben und von der Formalsprache des Rechts auch Motivationen für aktives Engagement und politisches Handeln generiert werden können und gleichzeitig eine wirksame Barriere gegen Fundamentalismus und religiös verbrämten Fanatismus errichtet werden kann. Dazu braucht es eine Vorstellung vom Menschen, die geschützt werden soll. Menschenbilder

transportieren aber immer auch kulturell-mentale Besonderheiten und sind weltanschaulich aufgeladen. Da sie also in diesem Sinn unvermeidlich partikular sind, ist es notwendig, ihre Vereinbarkeit mit der weltanschaulichen Pluralität aufzuzeigen bzw. zu rekonstruieren.

Die aktuellen Debatten sind:

- die Spannung zwischen Natur (bzw. auch Menschen, „bild“) als Abstraktum und formaler Größe zur Charakterisierung des allen Menschen Gemeinsamen und „Natur“ bzw. Menschen, „bild“ als Inbegriff der Bedürftigkeit, Körperlichkeit und Leiblichkeit des Menschen und seiner Verwobenheit in die ihn umgebende und erhaltende, aber ihn auch disponierende und bedrohende außermenschliche Natur;
- die Gleichheit als Maßgabe aller einzelnen Rechte, das Entdecken kulturell bedingter Diskriminierungen und die Suche nach Wegen zu mehr Gleichbehandlung;
- die Mehrzahl sexueller Orientierungen und Gender-Identitäten;
- die moralische Legitimität bzw. Illegitimität einer „Verbesserung“ der Menschheit mittels neuer Bio- und Humantechniken;
- das Konkurrieren von staatlicher und kirchlicher Rechtspersönlichkeit in der sich säkularisierenden Gesellschaft

Es wäre eine unangemessene Erwartung an dieses Buch, ein gemeinsames inhaltliches Resultat oder abschließende theoretische bzw. methodologische Konvergenzen konstatieren zu wollen; es sei denn die, dass Erzählungen und Bilder und eben auch Menschenbilder

für die Anwendungskontexte der Menschenrechte und für die Motivation zum menschenrechtlichen Handeln sinnvoll und sogar notwendig sind.

Was immer noch vor uns liegt, ist eine Diskussion im besten Sinn, die offensichtlich bereits von der Konzeption her auf Offenheit, Vielstimmigkeit und Originalität angelegt ist oder aber sie bewusst in Kauf genommen hat.

Wir kommen nicht umhin, uns in unserem Themenkomplex auch das Thema Religion anzuschauen, und so möchte ich mich in diesem Buche darauf beschränken, die christliche als Anschauungsobjekt immer wieder hervorzuheben, weil ich eben auch gerade dazu am meisten zu sagen habe. Nehmen wir in diesem Zusammenhang direkt die 10 Gebote, die zudem ja auch religionsübergreifend zu sehen sind, da sie sowohl vom Christentum als auch vom Judentum und den Moslems als höchste Regeln des Miteinanders unter Menschen verstanden wird.

Die Zehn Gebote markieren soziale Konfliktstellen bei Tieren wie Menschen, an denen der einzelne sich Vorteile auf Kosten der anderen verschaffen kann. Biologen können zeigen, warum sich von Natur her keine Lebensordnung einstellt, die das verhindert, und warum entsprechende ethische Normen erst für den Menschen geboten und verpflichtend sind.

Zwar spiegeln sich in unserer Kultur und in unseren Gesetzen die Zehn Gebote wider, sie werden aber, wie in der gesamten belebten Schöpfung, regelmäßig übertreten. Die biologisch-natürliche Interpretation dieses Zustandes ist von der philosophisch-theologischen ra-

dikal verschieden. Und das führt zu bislang unaufgelösten Widersprüchen zwischen dem, was ein Mensch naturwissenschaftlich über die Schöpfung wissen kann, und dem, was er religionsverpflichtet über sie zu glauben hat, und letztlich zu Zweifeln, wie er sich gemäß dem einen oder anderen verhalten soll.

Das Problemfeld sachlich falscher Glaubenswahrheiten und auf missverstandenen Naturgegebenheiten beruhender Moralvorschriften beschäftigt Wolfgang Wickler schon seit etlichen Jahren. Im vorliegenden, für geistes- und naturwissenschaftlich Interessierte verständlich geschriebenen Buch verweist er auf die Notwendigkeit, den Vorgang der natürlichen Evolution unter frequenzabhängiger Selektion zu verstehen, der in philosophisch-theologischer Sicht als Mechanismus der Schöpfung erscheint. Betont wird auf der einen Seite die Sonderstellung des Menschen durch organische und kulturelle Evolution; auf der anderen Seite die mangelhafte philosophische Auslegung biologischer Gegebenheiten, seien es unvermeidliche historische Reste, die nutzbar werden, oder kontinuierliche Entstehungen, die künstliches Grenzen-ziehen erfordern, etwa im Kontinuum der menschlichen Embryogenese.

Menschen in allen Völkern und Volksgruppen brauchen Regeln für wichtige Bereiche des sozialen Lebens. Diese konsensfähigen Regelungen zu beachten, bedeutet für den Menschen, im guten Sinne moralisch zu leben. Moral umschreibt Anhaltspunkte für die Handlungsorientierung, Ethik liefert die Rechtfertigung, eine Theorie der Moral. Juden, Christen und Muslime kennen Grundregeln fürs Zusammenleben aus Thora, Koran und Bibel als göttliche Offenbarung im „ethischen Dekalog“. Er markiert nicht nur für Menschen, sondern

für jedweden sozialen Zusammenschluss von Organismen die Haupt-Konfliktstellen, wo der Einzelne sich Vorteile auf Kosten der anderen verschaffen kann.

Albert der Große war überzeugt, dass es eine erste Offenbarung gibt, die Gott uns in der Natur mitgeteilt hat, und eine übernatürliche, die im Alten und Neuen Testament enthalten ist. Die Erforschung der natürlichen Offenbarung wurde den Naturwissenschaftlern und christlichen Philosophen zugewiesen, die der übernatürlichen den Theologen. Wenn beide Offenbarungen vom selben Urheber stammen, müssen ihre Aussagen harmonisierbar sein. Falls es Divergenzen gibt, dürfen wir gemäß Papst Leo XIII. 1893 „gewiss sein, dass ein Irrtum vorliegt entweder in der Deutung der heiligen Worte oder in der polemischen Diskussion; wenn kein Fehler dieser Art zu entdecken ist, müssen wir das endgültig abschließende Urteil für eine Zeit aufschieben“. Seit 600 v. Chr. galten allegorisierende Tierbücher – Physiologus, Bestiarien, Predigtmärlein, Fabeln – als belehrende Literatur. Eine Fabel ist nach Ephraim Lessing eine Erdichtung, die entsteht, „wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besonderen Fall zurückführen, diesem besonderen Fall die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus dichten“. Jean de la Fontaine erläutert: „Fabeln sind nicht nur moralisch; sie vermitteln auch andere Kenntnisse: die Eigenschaften der Tiere und deren verschiedene Charaktere stellen sich dar; folglich auch die unsern; denn wir sind der Inbegriff, die Summe dessen, was es an Gutem und Bösem gibt in den vernunftlosen Geschöpfen“.

„Schöpfung“ bezeichnet sowohl einen Vorgang als auch sein Ergebnis und ordnet beides einem Schöpfer zu. Aussagen der Naturwissenschaftler über die Schöpfung sind nicht immer verträglich verträglich mit

entsprechenden Aussagen der Theologen, Metaphysiker und Philosophen. Das kann zu heftigen Auseinandersetzungen führen, wenn es um die Formulierung der Aufgaben oder Pflichten des ethisch handelnden Menschen in der Schöpfung geht. Die Ursache liegt im Unterschied zwischen der biologischen und der philosophisch-theologischen Interpretation der Schöpfung. Speziell Theologen predigen zwar den Schöpfer, aber verstehen organische und kulturelle Evolution nicht, die den Mechanismus der belebten Schöpfung bilden. Evolution bezeichnet einen Fluss von verschlüsselter Information, die vom Lebewesen vervielfältigt und an andere Lebewesen weitergegeben wird, als organische oder kulturelle Information. Beide beeinflussen einander, aber weder kann kulturell tradierte Information ins genetische Erbgut gelangen noch ist kulturelle Evolution einfach Fortsetzung der genetischen Evolution.

Anpassung an ökologische Faktoren der unbelebten Umwelt bringt jedem Individuum einen bestimmten Vorteil, unabhängig davon, wie viele andere denselben Vorteil genießen. Bei sozialen Interaktionen hängt das, was ein Individuum zu seinem Vorteil tun kann, davon ab, was die anderen tun und wie viele das Gleiche tun. Der Selektionsvorteil eines Merkmals ändert sich gemäß der Spieltheorie mit der relativen Häufigkeit, mit der es in der Population vertreten ist. Unter frequenzabhängiger Selektion ergibt sich naturgemäß ein am Reproduktionserfolg austariertes Nebeneinander von sogenannten fairen und unfairen („guten“ und „bösen“) Verhaltensalternativen. Mit beiden begünstigt die Selektion hohe Anzahlen von Nachkommen, erreicht aber nicht das Beste für die Art. Deshalb gibt es zum Beispiel zwei, und nur zwei, Geschlechter.

Die nach Erdzeitaltern geschichteten Fossilien lassen

im zeitlichen Verlauf der Evolution sowohl eine Zunahme an Komplexität (in Körperbau, Körperfunktionen, Verhalten, Zusammenschlüssen zwischen Organismen) wie ein Wiederabnehmen von Komplexität erkennen. Für evolutionär Neues ist kein metaphysisches organisierendes Einwirken erforderlich. Neues und Komplexeres entsteht in der Evolution durch Vervielfältigung und Divergenz (Arbeitsteilung, Rollenverteilung), durch Zusammenschluss und Symbiose, durch Epigenetik, Selbstorganisation, Funktionswechsel und Emergenz. Emergenzen entstehen in der Natur durch Verknüpfen von Elementen zu Systemen mit neuen Eigenschaften, welche aus den Eigenschaften der Einzeleinheiten nicht ableitbar sind (als Beispiel Wasser durch Verknüpfen der Gase Sauerstoff und Wasserstoff).

Das tatsächliche Erscheinungsbild eines Organismus, sein Phänotyp, entsteht im Entwicklungsprozess der „Epigenese“. Er umfasst Wechselbeziehungen zwischen den Genen, zwischen den verschiedenen Teilen des sich entwickelnden Organismus sowie zwischen Organismus und (ökologischer und sozialer) Umwelt. Auf allen Ebenen, vom Zusammenschluss von Genen zu Chromosomen und schließlich von Organismen zu Verbänden, entstehen Gruppierungen und sogenannte altruistische Leistungen nach dem Prinzip von Angebot und Nachfrage auf biologischen Märkten. Dabei „wählen“ Organismen nach gewissen Merkmalen andere Organismen, deren Güter oder Dienste sie ausnutzen, und die Gewählten nutzen Güter oder Dienste der Wählenden. Alle Gruppierungen sind unter Selektionsbedingungen anfällig für „Trittbrettfahrer“ (blinde Passagiere, Parasiten), die von den Vorteilen der Gruppe profitieren, selbst aber nichts dazu beitragen. Unter Ausbreitungs-Selektionsdruck kommt es zu Kooperation

und zu Konkurrenz zwischen verschiedenen Genen und zwischen verschiedenen Ideen, aber auch zwischen genetischen Programmen und kulturellen Ideen im beide beherbergenden Individuum.

Es erscheint uns selbstverständlich, dass das Verhalten der Tiere durch Instinkte in naturgemäß geordneten Bahnen gehalten wird, während ein der menschlichen Natur gemäß geordnetes Verhalten ethische Wertungen und moralische Regeln benötigt. Die Voraussetzung dafür, Moral als Abklatsch der Natur zu verstehen oder wenigstens auf die Autorität der Natur gestützt Moral zu predigen, war, dass die im ethischen Dekalog aufgeführten Verhaltensbereiche ihre Entsprechung im Tierreich haben. Verhaltensforschung und Soziobiologie finden klare Parallelen zum menschlichen Verhalten im Sozialverhalten der Tiere, ohne damit ethische Wertungen oder Soll-forderungen einzuführen.

Friedrich Schiller forderte 1780 „die höheren moralischen Zwecke, die mit Beihilfe der tierischen Natur erreicht werden, zu erforschen“, denn der Mensch „erhält sein tierisches Leben, um sein geistiges länger leben zu können“. Der Mensch stammt aus der Tierwelt und hat als biologisches Erbe auch ihre guten und schlechten Verhaltensanlagen. Ihm gilt als Sonderstellung, dass er Gut und Böse unterscheiden kann und verantworten muss, doch an seinen Problemen damit würde sich nichts ändern, wenn andere Lebewesen sie auch hätten. Aber der Mensch kann, ob als Sonderfall unter den Lebewesen oder nicht, die evolutiven Folgen seiner Handlungen im Voraus abschätzen und kann im Nachhinein kontrollieren, ob seine Einschätzungen richtig waren oder korrigiert werden müssen. Und er kann willentlich auch gegen seine biologisch-natürlichen Neigungen

und Antriebe handeln. Seine im philosophisch zugesprochene unsterbliche Geistseele scheint dabei keine Rolle zu spielen.

Biologisch ist die Herkunft des Menschen durch Fossilfunde über mindestens fünf Millionen Jahre belegt. Genetisch analysiert ist seine Abstammung bis zu Populationen verschiedener Menschenarten, die sich untereinander vermischt, zuletzt der Neandertaler und der moderne Mensch. Amtliche katholische Theologie hält leider „in einer das christliche Volk zu einer unwiderruflichen Glaubenszustimmung verpflichtenden Form“ fest angeblich göttlicher Offenbarung in der Bibel, die von einem ursprünglichen Stammeltern-Paar berichtet. Ein einziges Stammeltern-Paar ist theologisch erforderlich für die Theorie des Bösen. Gemeint damit sind alle Kennzeichen der belebten Schöpfung, die nach menschlichem Urteil in der Schöpfung als Unvollkommenheiten oder Übel gelten. Verursacht sein sollen sie durch eine Ursünde des ersten Menschenpaares, die als Erbsünde „zusammen mit der menschlichen Natur durch Fortpflanzung und nicht etwa bloß durch Nachahmung an die ganze Menschheit übertragen wird“, in offenem Widerspruch zum Faktum, dass nachweislich nicht alle heute lebenden Menschen in genetischer Erbfolge auf ein einziges Elternpaar zurückgehen.

In der Evolution wird bereits Vorhandenes auf neue Weise kombiniert und schrittweise abgewandelt; jedes Produkt der Evolution trägt deshalb Spuren dessen, woraus es hervorgegangen ist. Überbleibsel aus vorigen Evolutionsstufen in Körperbau und Verhalten sind allgegenwärtige Reste der Historie und die einzige Möglichkeit, Evolutionsverläufe zu rekonstruieren.

Sogenannte höhere Seinsstufen entstehen in der Natur aus niedrigeren. In der Evolution entstehen nacheinander und auseinander: Ergänzungssexualität ohne Fortpflanzung, zum Vorteil der beteiligten Individuen; Reproduktionssexualität mit Vermehrung, zum Vorteil der Nachkommen; und Soziosexualität ohne Fortpflanzung, zugunsten sozialer Bindungen.

„Die Evolution hat die Geschlechtlichkeit zum Zwecke der Reproduktion der Art hervorgebracht“, ist eine irrige und naturwidrige traditionelle Behauptung offizieller katholischer Sexuallehre. Die drei Funktionen der Sexualität bestehen bei komplex organisierten Lebewesen gleichwertig nebeneinander; beim Menschen bilden sie ein biopsychologisches Mehrzwecksystem. Die berüchtigte Enzyklika *Humanae vitae* von Papst Paul VI. behauptete als zuverlässige Lehre, die sich auf das Naturgesetz gründet, fälschlich eine untrennbare Verbindung der geschlechtlichen Vereinigung mit der Fortpflanzung und verbot den Menschen jede künstliche Empfängnisverhütung. Da bis heute die päpstliche Interpretation der Schöpfungswirklichkeit nicht mit dem Stand der wissenschaftlichen Ergründung der Natur in Einklang gebracht ist, lehramtliche Weisungen also gegen allgemein vorhandenes Wissen stehen, unterminiert das Lehramt selbst seine Glaubwürdigkeit.

In der Biologie und den Humanwissenschaften häufen sich fließende Übergänge zwischen unterschiedlichen Phänomenen, auch in der Stammes- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Da ist es ein praktisches Erfordernis, durch Konvention nach plausiblen Kriterien und praktischen Gesichtspunkten (willkürlich, aber nicht beliebig) im Kontinuum Bereiche zu kennzeichnen und mithilfe quantifizierender Typologie sinnvolle

Grenzen einzuführen. Biologen bevorzugen dafür akzentuierende statt abgrenzender Begriffe.

Menschenwürde ist kein biologischer Befund, sondern ein philosophisches Konzept, ein kultureller Zuschreibungswert. Als Grund der Würdezuschreibung gilt seit dem Konfuzianer Mengzi (um 300 v. Chr.) das Vermögen, sich in Freiheit durch Vernunft zum Handeln zu bestimmen, Verantwortung und Pflichten zu übernehmen, sein Leben zu gestalten und Interessen zu verfolgen. Es kam schon Vorläufern des Homo sapiens zu, ebenso wie die für Theologen wichtige Gottesebenbildlichkeit jedes Menschen. Um ein Schutzrecht gegen jeden manipulativen Zugriff des Menschen auf den Menschen einzuführen, damit „der Embryo schon von der Empfängnis an wie eine Person behandelt werden muss“, ist in Theologie und philosophischer Ethik festgelegt, dass die Beseelung in der menschlichen Zygote, sofort bei der Verschmelzung der Kerne von Spermium und Eizelle, erfolgt. Die konfliktgeladene Embryonalentwicklung in der Mutter, Klonieren, ungeschlechtliche Mehrlingsbildung, sowie aus Körperzellen rückgewonnene pluripotente Stammzellen bieten bisher unüberwindliche Schwierigkeiten, die philosophische Würde-Begrifflichkeit mit Hilfe der Schöpfungswirklichkeit begreifbar zu machen.

Naturwissenschaftler suchen die Ursachen, Philosophen Sinn und Ziele natürlicher Abläufe. Längst nicht alle natürlichen Prozessen, die ein sinnvolles Ende erreichen, sind zielgerichtet oder besitzen eine teleologische Struktur. Häufig fälschlich als finalistisch bezeichnet werden in der Natur teleomatische, teleonomische und Prozesse progressiver Anpassung. Arterhaltung und Da-Sein des Menschen sind philosophische Setzungen, nicht Programmbestandteile der Natur, keine

Prinzipien, sondern Folgeerscheinungen von Wachstum, Fortpflanzung und natürlicher Selektion. Die philosophische Forderung nach dem Fortbestand der Menschheit, dem Existenzrecht künftiger Generationen, ist, wie Kitcher zeigte, nicht verträglich mit der ebenfalls philosophisch aufgestellten Kant'schen Maxime der Unverfügbarkeit der heute lebenden Personen.

Die Biologie der Zehn Gebote beantwortet aus Kenntnis der Evolution die Frage nach der Herkunft des Bösen und auch die Frage, warum die naturgegebene Lösung der Dekalog-Problemstellen für den Menschen erfahrungsgemäß um die im Dekalog enthaltenen Weisungen erweitert werden muss. Theologen formulieren kompetenzüberschreitend viele Heilsaussagen so, dass sie direkt oder indirekt naturwissenschaftlich überprüfbar und potenziell falsifizierbar sind. Für Naturphilosophen und Theologen wird es dringend erforderlich, die Evolution biologischer und kultureller Merkmale samt Gen-Kultur-Koevolution gründlich zu kennen. Speziell katholische Theologen müssen ihren Argumentierungsweg mit verstandenen Schöpfungsfakten pflastern, bevor eine tragfähige Glaubensdecke darübergerlegt wird. Gelegenheit dazu hätte das von zwei Päpsten beschirmte Jahr des Glaubens 2013 geboten; leider ist es an denen, die es ausgerufen haben, vorbeigegangen.

Zu dem, was die 10 Gebote uns lehrend und weisend näherbringen sollen, gesellt sich aus sich heraus auch das sogenannte „Naturrecht“, ein aus der menschlichen Natur und dem, wie sich der Mensch selbst sieht, abgeleiteten Selbstverständnis.

*"Recht und Gerechtigkeit ist nicht immer dasselbe" - diese*

Worte hört man manchmal, wenn Richter Urteile sprechen, mit denen man nicht unbedingt einverstanden ist, weil sie ungerecht erscheinen. Wir Menschen haben eine Vorstellung davon, was richtig und was falsch ist und wir geben uns Gesetze, die diesen Rechtsvorstellungen möglichst nahekommen sollen. Die Gesetze, die ein Staat festsetzt, nennt man "positives Recht".

Doch da diese Gesetze nicht in allen Fällen mit unserem Gespür für Recht übereinstimmen, gingen Philosophen schon sehr früh davon aus, dass es ein "Naturrecht" gibt, das nirgendwo aufgeschrieben ist, aber unseren Gesetzen, dem positiven Recht, als Quelle dient und wir unsere Gesetze daraus ableiten sollen. Vor allem in der späteren philosophischen Richtung der Ethik wird immer wieder darüber diskutiert. Ziel soll es sein, dass das positive Recht dem Naturrecht möglichst nahekommt und es als Maßstab nimmt. Deshalb wird das Naturrecht in der Rechtsphilosophie auch "überpositives Recht" genannt. Andere Rechtsphilosophen lehnen diese Idee ab, da nur die Gesetze gelten können, die als positives Recht festgeschrieben sind. Denn nur auf diese Gesetze können wir uns konkret beziehen, weil wir nur über diese Gesetze eine gesellschaftliche Übereinkunft getroffen haben, dass sie gelten sollen. Nimmt man ein Naturrecht an, dass "irgendwo" herkommt und über die Gesetze bestimmen soll, könnte das zu Willkür führen.

Das Naturrecht ist Recht, das "von Natur aus" gegeben ist. Es soll unveränderlich, also zu allen Zeiten gleich sein und für jeden gelten, egal welches Geschlecht oder Alter man hat, egal wo man lebt oder herkommt. Man nimmt eine "ewige Ordnung" an, die in der Welt gegeben ist und auf der die Natur des Menschen und der Welt beruht. Damit ist es der Idee des Menschenrechts

und des Völkerrechts sehr ähnlich. Doch woher kommt dieses Naturrecht? Je nachdem, wie diese Frage beantwortet wird, können theoretisch andere Rechte aus dem Naturrecht abgeleitet werden. Auch deshalb finden manche Rechtsphilosophen die Idee des Naturrechts problematisch und kritisieren diese Idee seit der Aufklärung immer wieder. Schon in der Philosophie der griechischen Antike hat man den "Logos" (das geschriebene Wort und die Vernunft) - eine göttliche Gesetzmäßigkeit, die in der Welt wirkt - als Quelle des Naturrechts angesehen. Im Mittelalter haben Philosophen wie Thomas von Aquin den christlichen Gott an die Stelle des Logos gesetzt. Danach wäre das, was Recht ist, vom Schöpfergott mitgeschaffen worden. Modernere Philosophien versuchen, das Naturrecht ohne einen göttlichen Ursprung zu erklären. Danach liegt die Quelle im Menschen selbst - in der Vernunft, in unserer Fähigkeit zur kritischen Überlegung und Erkenntnis oder auch schlicht in unserem Gewissen. Manche sprechen auch von einem "menschlichen Naturgesetz".

Ganz im Gegenteil, so argumentierte Voltaire, sei die Natur des Menschen jedoch ewig gleich und nur die Gesellschaft, das Wissen und die Kultur könnten sich ändern - und die Natur des Menschen sei die eines gemeinschaftsfähigen Wesens, nicht die eines für sich lebenden Individuums, daher könne die Gesellschaft nicht ein Abkömmling der Natur sein.

Rousseau dagegen sieht es so: Wie kann der Mensch auf die Gesellschaft vorbereitet werden, wenn ihn dies schwächt und seine Natur nicht zur Entfaltung kommen lässt? Oder anders und weniger paradox gefragt: Wie ist Erziehung möglich, die sich auf die Natur des Menschen bezieht und ihn selbstbewusst und in sich gefestigt, in diesem Sinne autark, werden lässt, damit er

in der Gesellschaft er selbst bleiben und bestehen kann? Das Ziel der Erziehung wäre so der Erhalt der natürlichen Stärke des Menschen, die wie ein Gut der Schöpfung verstanden wird.

Beide Fragen sind neu: Niemand in der Erziehungstheorie vor Rousseau hat „Natur“ und „Gesellschaft“ in ein prekäres Verhältnis gesetzt, ohne der Gesellschaft bzw. ihren Institutionen den Vorrang zu geben. Und niemand hat die Gesellschaft zugunsten des Menschen als veränderlich angesehen, vorausgesetzt, dieser kann mit Hilfe der Erziehung seine Natur bewahren und sich selbst entfalten. Auf diese Weise gerät die Gesellschaft in eine kritische Position gegenüber der Natur des Menschen. Erst wenn die Natur sich aus sich selbst heraus und gemäß den eigenen Vorgaben entwickeln kann, erhält die Gesellschaft Legitimität.

Seine Lehre daraus wird so zusammengefasst:

- Nicht die Physik, sondern die Natur ist das Mass des Menschen, der als Teil der Schöpfung verstanden werden muss und dem nur so Würde zukommt.
- Die Natur wird auf ihren Schöpfer zurückgeführt, sie entsteht nicht durch Zufall, ebenso wenig wie das Universum als ein blinder Mechanismus vorgestellt werden kann.
- Dagegen steht die natürliche Harmonie des Universums, die nichts Böses kennt.

Geschichtlich früher und ursprünglich ist der Naturzustand, der gesellschaftliche Zustand folgt ihm nach und ist mit einer massiven Beschränkung des Naturzustandes verbunden, denn ursprünglich lebte der Mensch im

Einklang mit seinen natürlichen Kräften. Dieser Einklang geht verloren, wenn Gesellschaften entstehen, auf die der Mensch im Naturzustand nicht angewiesen war. In diesem Sinne ist nicht einfach „Natur“, sondern die Natur als Ursprung der Maßstab der künftigen Entwicklung.

„Gesellschaft,“ einmal etabliert, kann nicht mehr aufgehoben, sondern nur verändert werden. Möglich dagegen ist es, den Naturzustand als eine Art regulativer Idee anzusehen und als Maßstab der Kritik zu verwenden. Damit wird zum Hauptproblem, wie die Natur des Menschen im Zustand der Gesellschaft gewahrt und sozialisiert werden kann. Das scheint paradox, denn wie kann etwas bewahrt werden, was zugleich aufgegeben werden muss? In und mit dem Gesellschaftszustand verändert sich die Natur des Menschen, vom ursprünglichen Zustand bleibt nichts zurück, es sei denn, der Prozess der Vergesellschaftung des Menschen kann sich wiederholen und dabei anders gestaltet werden.

Genau das schwebte Rousseau vor. Mit jeder Geburt beginnt das Leben neu und damit auch die Sozialisierung der Natur. Wer in diesen Prozess gestaltend eingreift, hat die Chance, der Natur des Menschen besser als die bisherige Gesellschaft gerecht zu werden und zugleich die Gesellschaft zu erneuern.

Doch Rousseau gegenüber stand eine andere Lehrmeinung: Die Natur des Menschen ist nicht autark, sie verweist auf keine ursprüngliche Einheit, die in der Folge von sich selbst entfremdet worden wäre!

Ein Dilemma, welches bis heute andauert...

Laut David Hume jedoch sind Wohlwollen und Ge-

rechtigkeit die Prinzipien der öffentlichen Moral, und die Natur des Menschen hat gelernt, sich darauf einzustellen. Sie ist weder total eigennützig noch ausschließlich interessengebunden, vorausgesetzt eine Gesellschaft, die Wohlwollen sowie Gerechtigkeit zu Maximen des Handelns und so der Erziehung erhebt.

Kant zufolge wird es so formuliert: erstens, der Mensch ist ein selbstkritisches Wesen. Es scheint in der Natur des Menschen zu liegen, eine spezifische Art von Kritik üben zu können. Zweitens, der Mensch ist ein selbstbestimmtes Wesen. Die Natur des Menschen scheint sich dadurch auszuzeichnen, eine spezifische Art von Freiheit realisieren zu können.

Einen nicht mehr von der Teilhabe am ewigen Gesetz abhängige ideale Menschennatur sieht Grotius in der Vernünftigkeit und Geselligkeit der Menschen. Aus dieser Natur ergäben sich die Richtlinien für das Recht, das Naturrecht. Leider wird diese Natur des Menschen nicht weiter begründet.

Hobbes und Locke eint das Ausgehen von einem abstrakten Menschenbild. Ihre Menschenbilder unterscheiden sich im Inhalt wesentlich – aber einheitlich betrachten sie die "Natur des Menschen" als sein Wesen an sich. Dies sei entweder von Kampfeswut oder Freiheit und Gleichheit gekennzeichnet – aber bei beiden bezogen auf isolierte Einzelne. Diese nicht gesellschaftlich bestimmte Natur des Menschen kennzeichnet ihrer beider Bezug zur entstehenden bürgerlich-kapitalistischen Welt, obwohl sich Hobbes mit seiner Politik geistig noch im monarchistischen Feudalismus befindet und Locke die ersten Begründungen für eine nichtpersonale – gleichwohl herrschaftliche - Strukturierung der Gesellschaft über das Eigentum erdenkt.

Die zwei wichtigsten in der Geschichte des Naturrechts hierzu vorgetragenen Positionen lauten:

1. Die Natur des Menschen, das ist seine biologische Natur, seine Triebe, Motive und Bedürfnisse.
2. Freier Wille und Vernunft sind die kardinalen Eigenschaften des Menschen, das, was ihn von allem übrigen Lebewesen unterscheidet. Normen des gerechten Verhaltens müssen aus der Vernunft des Menschen deduziert werden.

Dem gegenüber steht Hegel: Als Prototyp des erkennenden Menschen stellt er die biblische Geschichte von Adam und der Vertreibung aus dem Paradies vor. Was Adam geschieht, vertritt dabei den Menschen überhaupt. Die Erzählung vom Sündenfall erklärt die Natur des Menschen, der durch die Erkenntnis des Guten und Bösen aus dem Stande der Unschuld heraustritt, um wieder dahin zurückzukehren. Erkenntnis ist für Hegel der Schlüssel zur Deutung der Geschichte. Sie repräsentiert für Hegel den Ausgang des Menschen aus dem Schoß einer als unschuldig und unmündig interpretierten Einheit mit und in der Natur.

Noch einmal kurz zurück zu Rousseau; laut ihm ist es allgemein so: nach dem Heraustreten aus dem Naturzustand hat der Mensch die Möglichkeit, aus freien Stücken gemäß seiner Natur zu leben. Demnach bedingt der Eintritt in das Sein in Freiheit das moralische Sein. Das naive Leben im Naturzustand ist somit nicht gleichzusetzen mit einem naturgemäßen Leben für das sich ein Mensch entscheidet, selbst wenn dieses der Natur des Menschen entspricht. Der Akt der moralisch geprägten Entscheidung über die Lebensgestaltung aus freien Stücken bedeutet eine moralische Veredelung des

Geschöpfes, die ihren Preis in der Möglichkeit der Verfehlung hat.

*„Ich bin Sklave durch meine Laster, aber frei durch mein Gewissen. Das Gefühl meiner Freiheit erlischt in mir nur, wenn ich verlottere und wenn ich die innere Stimme hindere, sich gegen das Gesetz des Körpers zu erheben.“*, so Rousseau.

Um das Heraustreten aus dem Naturzustand zumindest formal plausibel darstellen zu können, bedient sich Rousseau zum einen der Unwägbarkeiten der Natur, denen sich der Mensch als Einzelwesen hilflos gegenüberübersieht, zum anderen der Naivität des Naturmenschen. Die Natur als Umwelt sowie die Natur des Menschen im Sinne seiner Wesenheit ergeben eine Konstellation, die den Bruch des Menschen mit sich selbst zur Folge hat.

Die dem Menschen von Natur aus eigenen Leidenschaften, die ihm als Energie zur Befriedigung seiner Bedürfnisse dienen, degenerieren unter dem Einfluss der Gesellschaft.

*„Wenn es aber in der Natur des Menschen liegt (so könnte man einwenden), Leidenschaften zu haben, kann man daraus schließen, dass alle Leidenschaften, die wir bei uns und anderen beobachten, auch natürlich sind? Ihre Quelle ist natürlich, das ist richtig; aber tausend fremde Zuflüsse haben sie vergrößert. Der Strom wächst immerzu, und man findet darin kaum mehr einen Tropfen seines ersten Wassers.“*

Indem sich der Mensch von den lebensnotwendigen Dingen wegorientiert und sich unmerklich auf unwesentliche Dinge fixiert, ist es um seine psychische Gesundheit und Unabhängigkeit geschehen.

*„Es ist aber gerade die Entwicklung von Bedürfnissen, die Rousseau kritisiert. Es gibt nämlich nur einen einzigen objektiven Maßstab für das Bedürfnis: die physische Notwendigkeit.“*  
Noch ein Letztes zu und von Rousseau: *„Auf seine Freiheit verzichten heißt auf seine Qualität als Mensch, auf die Rechte des Menschseins, sogar auf seine Pflichten verzichten. Es gibt keine mögliche Entschädigung für den, der auf alles verzichtet. Ein solcher Verzicht ist mit der Natur des Menschen unvereinbar, und man nimmt seinen Taten jede Moralität, wenn seinem Willen jede Freiheit genommen wird.“*

Wie diese, noch vor wenigen Jahrhunderten – sei es von Rousseau oder eben auch von Descartes, Kant, Hume und/oder Locke und viele andere mehr – anfänglich zögernden Aussagen, immer wieder „umgeworfen“ wurden, je nachdem, aus welcher Perspektive man den Betrachtungsgegenstand fokussiert, so ist auch in unserer heutigen Zeit so vieles nicht „geklärt“.

*„Je weiter der Prozess der Verinnerlichung des Kapitalismus fortgeschritten ist, um so plausibler wird es, auf die Natur des Menschen als letzten Grund der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zu verweisen. Vielen Menschen gilt heute das Menschenbild der neoliberalen Ideologie als eine nüchterne und realistische Sicht des Menschen. Von Natur aus, so wird ihnen gesagt und so glauben sie es, sei der Mensch ein ... homo oeconomicus, der keine anderen Antriebe kenne als die, sich einen Vorteil zu verschaffen, seine Konsumgelüste zu befriedigen, seinen Schnitt zu machen. Dass wir alle täglich an uns selbst und an anderen auch ein ganz anderes Verhalten beobachten können, bei dem Vorteilskalküle keine Rolle spielen, wird oft geradezu schamhaft verschwiegen, als handle es sich hier um eine jener dunklen Seiten des Menschen, die man in Gesellschaft vernünftiger Individuen besser nicht zur Sprache bringt.“*, meint zum Beispiel der damalige Generalsekretär des deutschen PEN-Clubs, Johano Strasser,

im Jahre 1977. Ihm folgten viele, und viele gingen ihm voraus.

Meinung folgte auf Meinung und Ansicht auf Ansicht; alles wurde belegt und widerlegt, vieles baute auf Altem auf und vieles schloss sich wieder aus.

Nachdem Kant seine berühmten Fragen (Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?) gestellt hatte, fasste er diese Fragen zusammen in der einen entscheidenden Frage: Was ist der Mensch?

Mit "Natur des Menschen" ist sein Wesen gemeint, seine überhistorische Konstitution, die anthropologische Konstante im Wandel der Gesellschaften und Epochen.

Die Natur des Menschen lässt sich jedoch diesbezüglich nicht endgültig bestimmen, sie ist prinzipiell veränderbar und offen in den Horizont der Geschichte, sowohl positiv wie negativ. Kant hat daraus den Schluss gezogen, dass wir bestimmen müssen, was die Natur des Menschen sein soll, und man könnte hinzufügen, wie seine Triebstruktur und der Primat der Vernunft in ihm organisiert sein muss, damit das Fortschreiten der menschlichen Gesellschaft zur Moralität, das ist ein Zustand friedlichen Zusammenlebens der Menschheit nach vernünftigen Regeln, und zu solidarischen Beziehungen möglich wird. Dies meint der Begriff "Humanität".

Für viele interessierte Leser, die verstehen möchten, wie Bewusstsein, Geist und biologische Natur des Menschen zusammenhängen, scheint die Hirnforschung völlig neue Antworten zu geben. Trifft es wirklich zu,

dass die heutigen Neurowissenschaften die größte Herausforderung bedeuten, mit der die Philosophie konfrontiert wird, oder die letzte und tiefste Kränkung des menschlichen Selbstbewusstseins auslösen? Eine distanziertere Bewertung ist angemessen, aber davon mehr im nächsten Kapitel...

## **Kapitel 4: Was übersehen wir?**

Menschen sind ihrer Natur nach auf Kommunikation und soziale Interaktion angelegt.

Der Himmel gibt dem Menschen seine Natur.

Achtung vor den Menschen, Schamempfinden, Höflichkeit und Gerechtigkeit liegen fundamental in der an sich guten Natur des Menschen selbst. Diese Eigenschaften sind angeboren, bestehen vor aller Überlegung und allem Lernen, sind also allein durch das Menschsein gegeben und unabhängig von der Stellung oder Leistung des Menschen.

Diese sehr frühe Fassung einer primären und unbedingten Menschlichkeit (naturrechtliche Menschenwürde) ist bemerkenswert, stammt sie doch auch dem asiatischen und nicht - wie man zuerst denken könnte - aus dem europäischen; genauer gesagt von dem asiatischen Philosophen Mengzi.

„Die Würde des Menschen“ wird heute oft die Antwort lauten, wenn jemand gefragt wird, was den Menschen auszeichnet im Unterschied zu allen anderen Lebewesen. Der allererste, der nachweislich von allgemeiner Menschenwürde, *dignitas humana*, sprach, war Marcus Tullius Cicero.

In der Menschenwürde, die in der Natur des Menschen liegt, sah er mehr als eine geistige Grundhaltung und mehr als soziales Ansehen, nämlich eine Teilhabe an der Weltvernunft. Mehr als zwei Jahrhunderte früher trug der Konfuzianer Mengzi ähnliche Ideen über die naturgegebene Eigenschaft der Menschlichkeit vor.

Es ist nicht die Natur des Menschen, egoistisch zu sein, sondern es werden bestimmte Anreize gesetzt, dass wir uns in die falsche Richtung entwickeln, wenn wir dem "Standard" entgleiten.

Die Natur des Menschen erlaubt uns alles.

Sie gibt uns vollkommene Freiheit, wir können extrem grausam sein und industriellen Massenmord begehen, das haben wir bewiesen. Wir können aber genauso gut zärtlich, liebevoll sein und solidarisch wirtschaften, das haben wir genauso oft und sogar noch öfter, sehr oft im Kleinen, bewiesen.

Das Entscheidende ist nicht die Menschennatur, sondern es ist die Ethik, und auf ihr aufbauend die Spielregeln für das Zusammenleben, die Kultur, den Staat und die Wirtschaft. Es ist wahr, dass der Kapitalismus (oder nach Aristoteles die Chrematistik) Egoismus, Gier und eigennütziges Streben auf Kosten der Anderen belohnt oder eben ein Profitstreben desselbigen, weil der Mensch wird dahin ideologisch erzogen.

Viele Menschen meinen, das sogenannte „Böse“ oder auch das „Gute“ seien in uns angelegt. Doch ist das so? Kant zum Beispiel bezeichnet das Böse als ein Radikales. Das Böse sei ein Gattungsmerkmal des Menschen. Ihm zufolge ist damit allen Menschen ein Hang zum Bösen angeboren. Gleichzeitig sei die Natur aber nicht schuld am Bösen. Schließlich sprechen wir erst dann von bösen Handlungen, wenn sich ein Mensch freiwillig für eine böse Handlung entscheidet. Dann also, wenn wir einen Menschen vor uns haben, der tatsächlich zur Verantwortung herangezogen werden kann. Laut Kant ist nicht die Natur des Menschen ausschlaggebend für die Übel in der Welt, sondern die Freiheit,

mit der die Natur den Menschen ausgestattet hat. Es ist unsere Freiheit, die uns in die Lage versetzt, uns gegen das Gute und für das Böse zu entscheiden. Wir können Kant zufolge zwar keine Letztbegründung dafür angeben, warum genau wir uns in einigen Fällen für das Böse entscheiden. Die bloße Erfahrung dieser Freiheit oder vielmehr der Willkür mag uns aber möglicherweise dazu motivieren.

Lassen Sie uns versuchen, aufzuzeigen, wie – von der Keimzelle der Gemeinschaft bis zum staatstragenden Apparat – wir Menschen zusammen miteinander interagieren.

Der Mensch als ein Lebewesen bildet Lebensgemeinschaften, insofern die Grundbedürfnisse seiner Natur, also der Drang nach Überleben und Weiterleben durch Kinder, erfüllt werden. Das gemeinsame Werk wäre somit das Über- und Weiterleben. Dieses Werk allein schon ist durch die Natur des Menschen bedingt; dasselbe kommt auch bei anderen Tierarten vor, welche uns ähnlicherseits nahekommen.

Die Grundform dieses Zusammenlebens bildet die Hausgemeinschaft, welche aus der Beziehung zwischen Mann und Frau und zwischen Herrscher und Beherrschtem (d.h. Sklaven) besteht. Der Hausgemeinschaft, als kleinste Einheit menschlichen Zusammenlebens, folgt das Dorf und schließlich der Staat. Der Staat sichert nicht nur den Fortbestand des Menschen, sondern ermöglicht ihm auch ein „gutes Leben“. Das gemeinsame Werk, das das Politische beim Menschen ausmacht, ist vielseitig: es erstreckt sich von der Gewährleistung des Lebens bis hin zur Verwirklichung des ethisch Guten.

Ein ethisches und Vernunft begabtes Wesen zu sein, sind Eigenschaften die den Menschen exklusiv zuzuschreiben sind, und ihn von den anderen Tieren unterscheidet. Aristoteles hat gegenüber utilitaristischen Erklärungen der Polis-Entstehung aus bloßen Nutzenabwägungen die These vom Menschen als einem von Natur aus zum Leben in der politischen Gemeinschaft angelegten Wesen (zoon politikon) betont. Dieser – aus seiner biologischen Theorie abgeleiteten – Auffassung ordnet er den anderen Gedanken, dass der Zusammenschluss in der Polis zur Sicherung der physischen Existenz geschehen sei, mit der Formel unter, dass die Polis zwar um des Überlebens willen entstanden sei, um des guten Lebens willen jedoch bestehen bleibe.

Das gesellschaftliche Zusammenleben des Menschen gründet auf dem Nutzen den eigenen Fortbestand zu sichern, so wie das auch Tiere tun, aber darüber hinaus dient es dem Menschen auch dazu seine ethische Begabung ausleben zu können, ein gutes Leben zu führen. Aristoteles formuliert das so:

*„Und aus diesem Grunde treibt es denn die Menschen, auch ganz abgesehen von dem Bedürfnis gegenseitiger Unterstützung, zum Zusammenleben. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass nicht auch der gemeinsame Nutzen Sie zusammenführt, insoweit einem jeden sein Teil zukommt an der Vollendung des Lebens. Vielmehr ist dies gerade das eigentliche Ziel, das sie alle gemeinsam und jeder einzelne für sich dabei verfolgen, jedoch auch schon um der bloßen Erhaltung des Lebens willen treten sie zusammen und halten an der staatlichen Gemeinschaft fest.“*

In den unterschiedlichen Kulturen haben die Menschen nach und nach Weisheitstraditionen erarbeitet und entwickelt, in denen sie ihre Sicht der Welt sowie ihre re-

flektierte Auffassung vom Ort des Menschen in der Gesellschaft und im Kosmos ausdrücken und weitergeben. Vor jeder begrifflichen Theoriebildung übermitteln diese Weisheitstraditionen, die oft religiöser Natur sind, eine Erfahrung, die identifiziert, was die volle Verwirklichung des personalen Lebens und den guten Gang des sozialen Lebens begünstigt oder behindert. Sie bilden eine Art „kulturelles Kapitel“, das bei der Suche nach einer gemeinsamen Weisheitsgestalt erforderlich ist, um auf die gegenwärtigen ethischen Herausforderungen zu antworten. Für den christlichen Glauben fangen diese Weisheitstraditionen trotz ihrer Grenzen und zum Teil sogar ihrer Irrtümer einen Widerschein der göttlichen Weisheit ein, die im Herzen der Menschen am Werk ist. Sie rufen nach Aufmerksamkeit und Respekt und können den Wert einer „praeparatio evangelica“ haben.

Form und Verbreitung dieser Traditionen können sich erheblich unterscheiden. Nichtsdestoweniger bezeugen sie in erster Linie die Existenz eines Erbes sittlicher Werte, die allen Menschen gemeinsam sind, unabhängig davon, wie diese Werte innerhalb einer bestimmten Weltsicht gerechtfertigt werden. Die „Goldene Regel“ (*„Füge keinem Menschen zu, was du selbst nicht möchtest, dass es dir widerfährt“* [Tob 4,15]) findet sich beispielsweise in der einen oder anderen Form in den meisten dieser Weisheitstraditionen.<sup>7</sup> Darüber hinaus kommen diese Traditionen im Allgemeinen in der Anerkennung überein, dass die großen ethischen Regeln nicht nur für eine bestimmte Menschengruppe verbindlich sind, sondern universal für jedes Individuum und für alle Völker gelten. Zahlreiche Traditionen erkennen schließlich auch an, dass diese universalen sittlichen Verhaltensweisen durch die Natur des Menschen selbst hervorgerufen sind: sie bringen zum Ausdruck, wie der Mensch sich

zugleich kreativ und harmonisch in eine kosmische oder metaphysische Ordnung einzufügen hat, die ihn übersteigt und seinem Leben Sinn gibt. Diese Ordnung ist wahrhaft durchdrungen von einer innewohnenden Weisheit. Sie ist Trägerin einer sittlichen Botschaft, welche die Menschen zu entschlüsseln vermögen.

In der Zeit der Aufklärung gab es einen folgenreichen gesellschaftlichen Umbruch. Die alte Staatskonstitution wird durch das emanzipatorische Denken des Volkes abgelöst. Die vorangehende Ordnung wurde durch Gott begründet und teilte die Gemeinde in eine Standesordnung ein. Die Spitze des Staatssystems bildeten hohe Geistliche wie zum Beispiel Priester. Ihnen war als zweiter Stand der Adel unterstellt. Den dritten und vierten Stand bildeten der Verteidigungsapparat sowie der Nährstand. Der einzelne Mensch hatte ein sehr eingeschränktes Mitspracherecht in der Politik und das gesamte System war durch christliches Gedankengut gestützt. Dieses propagierte, dass alles Recht und Gesetz von Gott begründet ist und verhinderte so jegliche Bemühung, die staatliche Ordnung verbessern zu wollen oder gerechter erscheinen zu lassen. Dies führte auch dazu, dass sich die obersten Geistlichen, also die Regierenden in einer moralischen Überlegenheit fühlten.

Die Religion war also ein mächtiges Instrument derjenigen die herrschten, um das freie Denken des Bürgers zu eliminieren.

Ende des 17. Jahrhunderts, fast genau zum Erscheinen von Thomas Hobbes Werk „Leviathan“ zerfällt die alte Ordnung Stück für Stück. Der König von England Karl I. wird 1649 hingerichtet. Die Nation versank in einem Krieg, bei dem jeder gegen jeden kämpfte. Hobbes er-

klärte diese Zeit als Naturzustand, bei dem jeder versucht sein eigenes Überleben zu sichern. Seine Lösung zur Besserung dieser Umstände war eine starke Regierung in Form einer Monarchie. Der Mensch muss sich starken Institutionen unterwerfen, die zum Wohl aller handeln. Der Herrschende muss das Staatssystem mit allen Mitteln aufrecht halten und so verhindern, dass die Menschen wie Tiere aufeinander losgehen. Hobbes begründet diese Auffassung mit der philosophischen Ansicht, dass der Mensch den Trieb der Selbsterhaltung in sich trägt und somit sein höchstes Gut, sein Leben, mit allen Mitteln verteidigen wird.

Für Hobbes sind alle Menschen von Natur aus gleich. Wenn man alle Fähigkeiten des Menschen zusammenrechnen würde, würde jedes Individuum seiner Meinung nach auf ungefähr das gleiche Ergebnis kommen.

*„Denn was Körperkraft betrifft, so hat der Schwächste genügend Kraft, den Stärksten zu töten, entweder durch einen geheimen Anschlag oder durch ein Bündnis mit anderen, die sich in der selben Gefahr wie er befinden.“*

Auch die Klugheit ist für ihn gerecht verteilt, da er der Ansicht ist, dass sie nur auf Erfahrungen basiert. Weiterhin begründet er dies mit der menschlichen Eigenschaft, sich klüger einzuschätzen als seine Mitmenschen und sieht dies als Zeichen das Klugheit gerecht an jeden verteilt ist, da jeder mit seinem Anteil zufrieden scheint.

*„Aus Gleichheit entsteht Unsicherheit, aus Unsicherheit entsteht Krieg.“*

Ein Teil der Sophisten vertraten genau das Gegenteil zu Hobbes Auffassungen auch wenn der zeitliche Unterschied berücksichtigt werden muss. Sie sahen eben

doch Unterschiede zwischen den Menschen hinsichtlich ihrer körperlichen und geistigen Stärke. Und nahmen diese Beobachtung als Begründung, dass der Mensch von Natur aus in Gruppen eingeteilt wird und rechtfertigten damit das Herrschen der Starken über die Schwachen. Mit dieser gesellschaftlichen Auffassung begründeten die Eliten im antiken Staat auch den Sklavenhandel. Platon hingegen vertrat die Meinung, dass der Mensch ein Gewissen und einen Gerechtigkeitsinn durch Zeus erlangt habe und nach diesen Instanzen handle. Epikur wiederum widerlegte Platons Aussagen in seinem Werk *Kyriai doxa*:

*„Gerechtigkeit an sich hat es nie gegeben. Alles Recht beruhte vielmehr stets nur auf einer Übereinkunft zwischen Menschen ...“*

Das bedeutet, dass nach Epikur alles, was für die Gesellschaft nützlich ist auch zum Gesetz werden kann, dies heißt aber nicht, dass es für jeden gerecht ist.

Bis zu der Zeit, wo sich Naturrecht und Aufklärungsdenken durchgesetzt hatten, konnten alle weltlichen Prozesse mit dem Gottbegriff erklärt werden. So wurde Gott als Baumeister, aber auch als Richter der Natur angesehen. Er ist derjenige, der verantwortlich ist für die abgestimmten Prozesse im Weltgeschehen, als auch für die biologischen, chemischen und physikalischen Zusammenhänge. Die Zeit der Aufklärung ist es nun, die den „Gott-Begriff“ nicht mehr akzeptiert und versucht mit Hilfe der Vernunft und der Rationalität, in Form von empirischen Wissenschaften, die Dinge des Weltgeschehens zu erklären.

Das Volk ist kein stummer Diener einer christlichen Staatsordnung mehr, sondern ein Volk aus emanzipier-

ten Bürgern, dass seinen eigenen Staat gründet, an deren Spitze ein starker Souverän steht. Für Hobbes handle der Mensch nach Naturrecht nur nach einem Prinzip: dem Selbsterhaltungstrieb. Er ist im Zusammenleben das höchste Recht. Wenn zwei Menschen Konkurrenten sind und beide das gleiche Ziel haben, so werden sie höchstwahrscheinlich mit Gewalt den anderen beseitigen. Der Konflikt beider ist also ein Konflikt zwischen deren Selbsterhaltung. Der Tod beider wäre der größte Verstoß gegen den Selbsterhaltungstrieb. Dies ist für Hobbes die Grundlage einer monarchischen Staatsauffassung mit einem, durch das Volk ausgewählten, starken Regent. Es entsteht ein freiwilliger Vertrag, bei dem die Bürger ihr Recht auf Selbstbestimmung und Selbstverteidigung in die Hände des Staates legen, der die Bürger gleichzeitig vor einander schützt. Der Mensch muss also, um frei zu sein, ein Teil seiner Freiheiten abgeben.

Es stellt sich die Frage, wenn die Staatsauffassung mit dem Naturrecht begründet ist, in wie weit die Natur (des Menschen) Recht trägt? Den im Gegensatz zu den menschlichen Eigenschaften wie Gewissen, Vernunft und Mitleid, wobei auch hinterfragt werden muss, ob jeder Mensch diese Instanzen besitzt und ob es sie wirklich gibt, stehen Neid, Eitelkeit, Habgier und Egoismus als menschliche Laster. Sind diese schlechten Eigenschaften wirklich die Grundprinzipien der Rechtsprechung?

Hobbes wusste, dass der Mensch im Naturzustand ohne eine starke Staatsordnung sich von seinen Trieben leiten lässt. Diese waren für ihn die Konkurrenz zwischen zwei Menschen, die Unsicherheit und die Ruhmsucht.

Wenn zwei Männer oder Frauen also das gleiche Ziel haben, so wissen sie, dass es am Ende nur einen geben kann. Aus der Konkurrenz entsteht Neid auf den Besitz des Anderen. Und hat man das Ziel erreicht, so kann man nie sicher sein, dass ein Dritter kommt und die harte Arbeit wieder zerstört oder sogar demjenigen der es geschafft hat, seine Ziele zu verwirklichen nach dem Leben zu trachten. Dies ist Konflikt auf Grundlage der Angst. Die dritte Art ist gleichwohl die schlimmste, die Ruhmsucht beziehungsweise Eitelkeit. Die Gründe, jemanden nach dem Leben zu trachten, sind wesentlich geringer als bei der Unsicherheit oder der Eitelkeit.

*„(...)wegen Bagatellen wie ein Wort, ein Lächeln, eine unterschiedliche Meinung und jedes andere Zeichen von Unterschätzung, die entweder ihre eigene Person betreffen oder ein schlechtes Licht auf ihre Verwandten ihre Freunde, ihre Nation, ihren Beruf oder ihren Namen werfen.“*

Hobbes setzt den Naturzustand mit einem Kriegszustand gleich, einer Zeit in der Frieden und Gesetz abwesend sind. Für Hobbes ist die Zeit des Krieges nicht nur die unmittelbare kämpferische Handlung, sondern der Zeitabschnitt, in dem es ständig die Unsicherheit gibt einem gewaltsamen Verbrechen zum Opfer zu fallen. Weiterhin charakterisiert er diese Zeit als einen Zustand, in dem es kein Recht oder Unrecht gibt, da es keine öffentlich starke Macht gibt, die Gesetze durchsetzen könnte.

In seinem Werk „Leviathan“ erläutert Hobbes aber auch, welche menschlichen Eigenschaften und Gefühle dazu führen können, sich aus dem Naturzustand zu befreien.

Der Mensch verlangt nach Frieden, weil er Angst vor

dem Tod hat. Weiterhin will er aus dem barbarischen Naturzustand entfliehen, um mit Hilfe von Fleiß Dinge zu erlangen, die ihm das Leben angenehm machen. Der dritte Grund ist für Hobbes die Vernunft. Er vertritt die Position, dass jeder Mensch die Vernunft in sich trage, mit der er die Naturgesetze durch eine selbsterstellte, auf friedlichen Zusammenleben basierte Verfassung ersetzen kann. Dies wäre für Hobbes der Ausweg aus dem Naturzustand.

Rousseau beschrieb in seinem Werk „Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen“ ebenfalls einen Naturzustand, in dem die Menschen, anders als Hobbes argumentierte, eigentlich von Natur aus Gut sind und nur durch die fehlerhafte Organisation des Zusammenlebens schlechte Eigenschaften gewinnen. Für Rousseau ist der Mensch im Naturzustand frei, weil er unabhängig von seinen Mitmenschen ist. Der erste Schritt in die Ungerechtigkeit und auch die Entwicklung von menschlich schlechten Eigenschaften beginnt mit dem entstehenden Zusammenleben im Stamm mit anderen Individuen. Rousseau argumentierte, dass Verdienste einzelner innerhalb des Stammes zu Vorlieben führen würden.

Dieses Gefühl der Liebe führt zu den Eigenschaften Eifersucht und Egoismus. Der einzelne will von dem Stamm beachtet und geachtet werden. Ein weiterer Punkt für das Gedeihen der negativen Eigenschaften im Menschen ist die langsam beginnende Arbeitsteilung. Die Menschen entdeckten im Laufe der Zeit immer neue Güter und deren Verarbeitungsweisen. Der Stamm musste zwangsläufig die Arbeiten verteilen um in den Genuss der neuen Dinge zu kommen. Dies war

der erste große Schritt in die Abhängigkeit. Mit der Spezialisierung und den neuen Reichtümern entstand das Eigentum.

*„Der erste, der ein Stück Land eingezäunt hatte und es sich einfallen ließ zu sagen: dies ist mein und der Leute fand, die einfüllig genug waren, ihm zu glauben, war der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viele Verbrechen, Kriege, Morde, wie viel Not und Elend und wie viele Schrecken hätte derjenige dem Menschengeschlecht erspart, der die Pfähle herausgerissen oder den Graben zugeschüttet und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: ‚Hütet euch, auf diesen Betrüger zu hören; ihr seid verloren, wenn ihr vergesst, dass die Früchte allen gehören und die Erde niemandem.‘“*

Ich glaube, dass ich nun einmal ein Statement abgeben muss, welches sich beim Schreiben dieses Buches – und sicherlich auch bei Ihnen beim Lesen desselben – geradezu aufdrängt: es geht darum, dass ich immer wieder in den Bereich der Philosophie abgleite; dies liegt daran, dass sich eben jene Philosophen mit unserer Materie beschäftigt haben und vieles von dem, was wir heute für selbstverständlich halten, erst gedacht, argumentiert, diskutiert und philosophiert haben. Dennoch war es nicht meine Absicht, ein Buch über die verschiedenen Denkmodelle der Philosophie zu schreiben, sondern eben über „die Natur des Menschen“ wie ich sie erlebe, wahrnehme, denke, hinterfrage und für mich erklären und begreifen kann.

Aber ich glaube, dass wir etwas übersehen, wenn wir immer nur dem philosophischen Weg gehen; ich denke wir sollten – auch wenn wir bzw. ich wieder und wieder bei den Philosophen aufschlagen – unseren Geist weiter öffnen, sollten auch in uns selbst hineinschauen und uns fragen, was ist das denn alles bei mir, was auch bei

jedem anderen sein soll – was empfinde ich selbst als meine ureigene Natur?

Jeder Mensch ist ein Egoist und zwar in doppelter Hinsicht.

Doch zu Beginn dessen eine Erklärung, was ich unter primärem und sekundärem Egoismus verstehe.

Der »primäre Egoismus« resultiert daraus, dass jeder Mensch in der Welt seiner Erlebnisse gefangen ist. Jeder Mensch folgt in seinem Handeln seinem Willen, versucht seine Bedürfnisse zu realisieren und tut aus dieser Sicht alles für sich, nie für andere, auch wenn sein Handeln anderen nützt. Jeder Mensch tut grundsätzlich, erstens was er tun will, zweitens was er tun kann und drittens wofür er die Konsequenzen zu tragen bereit ist. (Die Konsequenzen werden allerdings häufig nicht vorausgesehen bzw. falsch eingeschätzt.) Dieser primäre Egoismus wäre nur überwindbar durch die Überwindung des Egos, durch die Auflösung der Einzelexistenz. Es gibt Menschen, die mit ihrem Handeln anderen Menschen in extremster Weise auf die Nerven gehen und gleichzeitig noch große Dankbarkeit erwarten, z. B. eine Frau, die auch noch ihre erwachsenen Kinder bemuttert und sich in alle ihre Angelegenheiten einmischt. (»Was tue ich nicht alles für euch!« Quatsch! Für sich tut sie es.) Und das Gleiche gilt auch für viele Politiker und Menschheitsbefreier aller Schattierungen.

Der sekundäre Egoismus ist das, was man in der Umgangssprache unter Egoismus versteht, also ein Handeln, das einem selbst oder nur einem selbst nützt. Wenn ich das Wort »Egoismus« ohne Zusatz verwende, dann meine ich damit immer diesen sekundären Egoismus.

Neben dem Egoismus, dem puren Eigennutz, gibt es aber auch noch das Gemeinschaftsgefühl, das Mitleid, die Hilfsbereitschaft, die Solidarität mit anderen. Diese Gefühle beschränken sich allerdings in der Regel auf die engsten Angehörigen und Freunde. Gegenüber anderen Menschen sind diese Gefühle, von Mensch zu Mensch verschieden, schwächer, falls überhaupt vorhanden. (Tendenziell ist es so: Je weiter ein Mensch von uns entfernt ist, räumlich, zeitlich, ethnisch, familiär etc. desto gleichgültiger ist uns sein Schicksal.)

So kommt es z. B. des Öfteren vor, dass ältere Leute einen Großteil ihrer Rente oder ihrer Ersparnisse für ihre Enkelkinder ausgeben. Für die ärmsten und hilfsbedürftigsten Menschen bleibt es aber bei einigen kleinen Spenden zu Weihnachten oder im Zusammenhang mit Naturkatastrophen.

Es gibt wohl nur sehr wenige Menschen, die entweder völlig im Egoismus aufgehen oder sich völlig für andere aufopfern. Die allermeisten Menschen schwingen zwischen den Polen Egoismus und Gemeinschaftsgefühl. Aus meiner Beobachtung des menschlichen Verhaltens, einschließlich meines eigenen, ziehe ich aber den Schluss, dass der sekundäre Egoismus und nicht das Gemeinschaftsgefühl das Verhalten der meisten Menschen dominiert.

"Aha!", werden Sie nun denken, "Jetzt kommt er endlich zum Punkt!"

Zwei Beispiele:

1. In den Industrienationen haben die Menschen nicht nur genug von den lebensnotwendigen materiellen Dingen, sondern sie haben darüber hinaus viele Luxusgüter

wie Autos, Fernseher, Ferienreisen usw. Zur gleichen Zeit leben hunderte Millionen Menschen in bitterster Armut und zig Millionen verhungern jedes Jahr oder gehen an vermeidbaren Krankheiten zu Grunde. Mit dem Geld, das ich z. B. für ein Buch oder eine CD ausbebe, könnte ich wahrscheinlich einem anderen Menschen das Leben retten. Aber ich tue es nicht. Der Egoismus ist in mir stärker als die Hilfsbereitschaft und das Elend ist weit weg und von daher kann ich es leichter verdrängen, als wenn direkt vor meiner Haustür jemand verhungern würde. Mit jedem Kauf eines Luxusgegenstandes verhalten wir uns in einer für andere Menschen tödlichen Weise egoistisch! Aber die meisten Menschen, und unter ihnen gerade die sensibleren, linken, fortschrittlichen, können mit einer solchen Wahrheit nicht leben, weil sie zu starke Schuldgefühle erzeugen und damit ein glückliches Leben unmöglich machen würde. Wer möchte schon, während er gerade lecker im Chinarestaurant isst, daran denken, dass zur gleichen Zeit kleine Kinder vor Hunger schreien? Welcher Linke, der mit seinem Auto zu einer Demo gegen die Ausbeutung der 3. Welt fährt, möchte daran denken, dass er mit dem Geld für sein Auto manches Elend in der 3. Welt beseitigen könnte? Welcher Christ möchte schon, wenn er auf der neuen elektronischen Heimorgel gerade einige Choräle spielt, daran denken, dass er mit dem Geld für diese Orgel viele Menschen vor dem Hungertod hätte retten können? Anstatt sich zu ihrem Egoismus zu bekennen, suchen die meisten Menschen nach allerlei Ausflüchten, um sich über ihn hinwegzutäuschen. Eine besonders beliebte Methode ist, anderen, besonders reicheren, Egoismus vorzuwerfen. (»Zuerst sollen die doch mall!«) Aber verdrängte Wahrheiten sind immer der schlechteste Ausgangspunkt zur Verbesserung einer Situation.

2. Fast jeder Mensch möchte mit anderen Menschen zusammenleben und fast immer mit einem bestimmten Menschen sehr intim. Aber er will aus diesem Zusammenleben für sich das Beste herausholen. Er will auch nicht mit irgendeinem x-beliebigen Menschen zusammen sein, sondern mit solchen, von denen er sich ein Höchstmaß an persönlicher Befriedigung erwartet. Gemäß seinen Bedürfnissen und seinem Geschmack bewertet er seine Mitmenschen, z. B. nach der Attraktivität des Äußeren, nach Reichtum, Bildung, Benehmen und anderem und da es trotz aller Interessens- und Geschmacksunterschiede gewisse Gemeinsamkeiten bei allen Menschen gibt, bekommt jeder einzelne Mensch aus der Sicht seiner Mitmenschen einen gewissen Durchschnittswert und damit einen Platz in einer Rangordnung und d. h., dass auf diese Weise mehrwertige und minderwertige Menschen geschaffen werden.

Auch mit einer solchen Wahrheit können viele nicht leben. Einerseits die, die sich selbst dann zu den Minderwertigen zählen müssten (obwohl auch sie an der Schaffung mehrwertiger und minderwertiger Menschen beteiligt sind!), und andererseits die, denen es zu starke Schuldgefühle verursachen würde, wenn sie sich darüber im Klaren wären, dass sie ständig minderwertige Menschen schaffen.

Es mag in Ordnung sein, wenn Psychotherapeuten in bestimmten Fällen ihren Patienten erzählen, dass es keine minderwertigen Menschen gibt, denn nicht jede Wahrheit ist jedem zumutbar. Aber häufig ist eine solche irriige Auffassung nur schädlich. In der Regel wird nämlich jeder Mensch nur den Partner und den Freundeskreis bekommen können, der auf der gleichen Höhe in der Wertskala steht wie er selbst. Deshalb halte ich es

für sinnvoller, dass der einzelne Mensch erkennt, welchen Wert er aus der Sicht seiner Mitmenschen hat und was er auf Grund seines Platzes in der Rangordnung erwarten kann. Aus persönlicher Erfahrung kann ich sagen, dass mir manches Unglück erspart geblieben wäre, wenn ich diese Erkenntnis früher gehabt hätte.

Hier ist auch ein Bereich, wo die Blindheit des Subjekts für sich selbst in besonders starkem Maße zuschlägt. Viele Menschen werden nämlich mit Vehemenz bestreiten, dass diese Beschreibung menschlichen Verhaltens auch für sie zutrifft, obwohl sie bei kritischer Prüfung feststellen könnten, dass sie es genauso machen. Aber die meisten Menschen nehmen es nur dann wahr oder halten es nur dann für ein Unrecht, wenn sie selbst verschmäht oder minderbewertet werden. Dass sie selbst verschmähen und abwerten, merken sie entweder gar nicht, oder sie halten es für völlig legitim.

Die Schaffung mehrwertiger und minderwertiger Menschen würde erst dann ein Ende haben, wenn die Menschen aufhören würden, sich untereinander zu bewerten. Aber dies wird wohl nie eintreten.

Die Menschheit teilt sich nicht etwa in Egoisten und Nichtegoisten, sondern sie teilt sich in solche, die sich ihres Egoismus bewusst sind und sich zu ihm bekennen (was ja nicht ausschließt, dass man daneben auch noch ein Gemeinschaftsgefühl hat, dass man daneben auch noch Mitleid und Hilfsbereitschaft empfinden kann), und in solche, die sich ihres Egoismus nicht bewusst sind und sich und anderen ständig etwas vormachen. Wenn zu mir jemand sagt: »Sei doch nicht so egoistisch«, dann gehe ich davon aus, dass er mich für seine Egoismus einspannen will.

Ich möchte hier einen Vergleich „Tier – Mensch“ anbringen, allein, um zu sehen, wie es mit den anderen Säugetieren aussieht, ob sie auch so vorgehen wie wir Menschen, oder ob sie andere Mechanismen zur Bewältigung des Lebens entworfen haben.

Interessante Hypothesen über die menschliche Erkenntnisfähigkeit können vor dem Hintergrund der Evolutionstheorie aufgestellt werden, wenn man sich das Erkenntnisvermögen von Tieren ansieht. William James schrieb in diesem Zusammenhang:

*„Ich selbst lehne entschieden den Glauben ab, dass unsere menschliche Erfahrung die höchste Form der Erfahrung, die es im Weltall gibt, sein soll. Eher glaube ich, dass wir zum Ganzen der Welt in fast derselben Beziehung stehen wie unsere Lieblingshunde und -katzen zum Ganzen des menschlichen Lebens. Sie bevölkern unsere Wohnzimmer und Bibliotheken. Sie nehmen teil an Szenen, von deren Bedeutung sie keine Ahnung haben. Sie treten in bloß vorübergehende, tangentialhafte Berührung mit dem gewundenen Lauf der Geschichte ... Ähnlich kommen wir mit dem umfassenderen Leben der Dinge nur tangential in Berührung.“*

Hoimar von Ditfurth sprach von »subhumanen Weltbildern«. Je nach Entwicklungshöhe von Gehirn, Nervensystem und Sinnesorganen hätten die Tiere einen unterschiedlich großen Einblick in die Welt. Wir Menschen als das in dieser Hinsicht höchstentwickelte Lebewesen auf diesem Planeten hätten zwar einen unvergleichlich größeren Einblick in die Welt als die Tiere, aber auch unser Einblick sei beschränkt.

Woher fragt er, sollten wir im Anbetracht einer über Milliarden Jahre ablaufenden Evolution des Lebens, einer seit zig Millionen Jahren ablaufenden Evolution

von Gehirnen, die Sicherheit hernehmen, ausgerechnet zu unseren Lebzeiten und verkörpert durch uns habe das Erkenntnisvermögen seinen höchstmöglichen Stand erreicht? Woher sollten wir die Gewissheit nehmen, wir hätten uns alle qualitativen Seinsschichten erschlossen, so dass es in Zukunft nur noch quantitativen Wissenszuwachs geben kann? Er schreibt:

*„Wir sind, um es einmal so zu formulieren, eigentlich nur die Neandertaler von morgen.“*

Man könnte noch weitergehen und sagen: Wir sind eventuell nur die Affen von morgen. Nicht in dem Sinne, dass unsere Nachfahren einst so sein werden wie heute die Affen, sondern in dem Sinne, dass unsere Nachfahren einst so weit über uns stehen werden, wie wir heute über den Affen stehen. Wenn die bisherige Evolution des Lebens nicht nur zur Entstehung immer neuer Arten, sondern auch zur Entstehung immer höherer Arten geführt hat, warum sollte dies in der Zukunft nicht auch so sein? Wieso sollten der Mensch und das menschliche Erkenntnisvermögen das Höchste sein, was die Evolution hervorbringen kann?

Wie plausibel ist es vor dem Hintergrund der Evolutionstheorie, den Menschen als »Krone der Evolution« anzusehen?

Im Christentum ist der Mensch die »Krone der Schöpfung«. Aber aus biologischer Sicht, aus Sicht der Evolutionstheorie sind wir nicht die »Krone der Evolution«. Da es in der Vergangenheit eine Evolution des Lebens und damit auch eine Entwicklung zu immer höheren Arten gegeben hat, ist es durchaus plausibel, anzunehmen, dass es auch in Zukunft eine Evolution des Lebens und eine Entwicklung zu immer höheren Formen

geben wird. Ob es tatsächlich so kommt, das werden wir allerdings nie erfahren, da ein Menschenleben dafür zu kurz ist.

Der bedeutende englische Physiker Stephen Hawking (geb. 1942) geht davon aus, dass, wenn wir uns keine totalitäre Weltordnung schaffen, irgendwann irgendwer irgendwo gentechnisch optimierte Menschen schaffen wird und dass am Ende dieses Jahrtausends, vorausgesetzt die Menschheit gelang dorthin, die Unterschiede zu heute fundamental sein werden. In den Kapiteln über Dialektik und Gott werde ich auf diesen Gedanken aus anderen Blickwinkeln noch zurückkommen. Er meint:

*»Wir sind nur eine fortgeschrittene Art von Affen auf einem kleinen Planeten eines durchschnittlichen Sterns. Aber wir können das Universum verstehen. Das macht uns zu etwas ganz Besonderem.«*

Auch die Entwicklung künstlicher Intelligenz, Computer, die wie unser Gehirn neuronale Netze sind, ihre Weiterentwicklung zu eigenständigen Subjekten und/oder ihre unmittelbare Verbindung mit dem Menschen ist von kaum überschätzbarer philosophischer Bedeutung. Es könnten eventuell Erkenntnismöglichkeiten entstehen, die eine völlig neue, für uns Menschen nicht begreifbare Qualität haben. Es könnten Entwicklungen ablaufen, die über die menschliche Gattung hinausweisen auf höhere biotische Arten, wie aber auch auf eine nachbiotische Evolution.

...und dieses hier ist die Stelle, an der ich erneut einen BREAK machen werde und zu allererst einige für uns wesentliche Begriffe klären muss.

Ethik (von gr. »ethos« = Sitte, Gewohnheit) ist die Lehre vom richtigen Handeln und Wollen.

Damit verbunden die Klärung der Frage, was gut und böse ist (bzw. der Klärungsversuch). Traditionell ist Ethik eine zentrale Disziplin der Philosophie. (Einige Philosophen – zum Beispiel viele Vertreter der Analytischen Philosophie – sehen die Ethik nicht als einen Teil der Philosophie, sondern als etwas Gesondertes.)

*»Alles Denken, das in die Tiefe geht, endet in ethischer Mystik.«*  
Albert Schweitzer (1875–1965) Elsässischer Arzt, Theologe und Philosoph

Der Begriff Moral wird häufig synonym mit Ethik benutzt. Zuweilen versteht man unter Moral aber auch im Gegensatz zur Ethik nicht nur das geforderte, sondern das tatsächlich praktizierte Verhalten. Umgangssprachlich wird Moral zuweilen reduziert auf das richtige Verhalten im sexuellen Bereich.

*»Erst kommt das Fressen, dann die Moral.«* Bertolt Brecht

Die Begriffe Sitte und Sittlichkeit werden häufig im Sinne von Moral und Ethik benutzt. Häufig werden sie aber auch benutzt zur Bezeichnung der allgemeinen Gebräuche einer Menschengruppe, meist Völker, die über Gut und Böse noch nichts aussagen. Zuweilen wird Sitte reduziert auf das richtige Verhalten im sexuellen Bereich (Sittenpolizei).

*»Gewohnheit, Sitte und Brauch sind stärker als die Wahrheit.«*  
Voltaire

Der Begriff Tugend ist eng mit Moral und Ethik ver-

knüpft. Ursprünglich mit »Tauglichkeit« verwandt, bedeutet er besonders in der älteren Literatur bestimmte gute menschliche Eigenschaften, die vom jeweiligen philosophischen oder religiösen Standpunkt aus propagiert oder gefordert werden.

*»Nicht die Tugend fordert man von uns, sondern nur ihre Maske. Wenn wir uns zu verstellen wissen, so ist man zufrieden.«* Marquis de Sade (1740–1814), Französischer Schriftsteller

Was »das Gute« und »das Böse« ist und welche Verhaltensweise des Menschen sich daraus ergeben sollte, ist eines der meistdiskutierten Themen der Philosophie. Es ist darüber hinaus auch ein Problem praktischen Handelns, was alle Menschen, unabhängig davon, ob sie sich mit Philosophie beschäftigen, betrifft. Auch Sie stehen täglich vor dem Problem, sich zwischen verschiedenen Verhaltensweisen entscheiden zu müssen. Sie haben bestimmt schon erlebt, dass Menschen aus Ihrer Verwandtschaft oder Ihrem Freundeskreis in bestimmten Fragen andere Einstellungen oder ein anderes Verhalten für gut hielten als Sie.

*»Es ist eine alte Erkenntnis, dass der Unterschied zwischen gut und böse oft vom Längen- und Breitengrad der bewohnten Erde abhängt und noch mehr von der Ansicht des Handelnden.«* Max Müller (1823–1900), Deutsch-britischer Indologe

Mit unseren Vorstellungen von Gut und Böse hängen unsere Ideale zusammen (von gr. »idea« = (Ur-)Bild, Idee). Umgangssprachlich sind das ethische oder moralische Werte, die man realisieren oder (bescheidener) an die man sein Handeln orientieren will. In der Philosophie spricht man bei solchen Idealen in der Regel von (ethischen) Werten. Die Ideale eines Menschen gehen aus seiner Natur, seiner Psyche, seinen Gefühlen, auch

unterschwellig, aus seinem Unterbewusstsein, seinen Lebensumständen, seiner Vernunft und eventuell weiteren Ursachen hervor. Hätte der Mensch nur Interessen bzw. würden seine Ideale völlig identisch mit seinen Interessen sein, dann ließe sich nicht erklären, warum Menschen, die satt sind, unglücklich darüber sind, dass andere, weit entfernt lebende Menschen, (ver)hungern, dass freie Menschen sich daran stören, dass andere Menschen unterdrückt werden etc. Während Bedürfnisse auch schon Tiere haben, sind Ideale etwas originär Menschliches. (Wobei es bei Tieren Vorformen geben kann.)

*»Ideale sind wie Sterne. Man kann sie nicht erreichen, aber man kann sich nach ihnen orientieren.«* Carl Schurz (1829–1906), Deutscher Revolutionär und amerikanischer General

Gemäß ihren ethischen Vorstellungen, ihren Idealen und ihren Bedürfnissen bzw. ihren Interessen handeln Menschen. Handeln bedeutet eine von einem Subjekt willentlich aus einem Motiv heraus und mit einem Ziel vorgenommene Tätigkeit. Instinktive Aktionen (zum Beispiel Atmen) gelten philosophisch nicht als Handeln. Alles Handeln geht aus den Gefühlen der Lust oder Unlust hervor und hat das Ziel, den Zustand des Handelnden oder dessen Umgebung im Interesse des Handelnden zu verändern.

*»Was jemand denkt, merkt man weniger an seinen Ansichten als an seinem Verhalten.«* Isaac Bashevis Singer (1902–1991), jiddischer Schriftsteller und Literaturnobelpreisträger

Somit sind wir nun bei der ETHIK angelangt; dazu ein paar Worte: Es gibt verschiedene Ethiken; die verschiedenen Philosophen halten Verschiedenes für Gut und Böse. Es wurden daher die unterschiedlichsten Ethiken

entwickelt, die verschieden hergeleitet und begründet wurden bzw. werden.

Die verschiedenen Ethiken werden von verschiedenen Philosophen und Autoren auf verschiedene Weise voneinander unterschieden und unter Oberbegriffe geordnet. Unter anderem sind folgende Bestimmungskriterien möglich (wobei ethische Aussagen je nach Betrachtung unter verschiedene Oberbegriffe subsumierbar sind):

- Inhaltliche Aussagen der Ethik
- Art der Herleitung der Ethik
- Art der Begründung der Ethik

Konzentrieren wollen wir uns hierbei vor Allem auf die Humanistische Ethik: der Einzelne entscheidet im Rahmen einer humanistischen Gesellschaft und Werteordnung über sein Leben.

Grundsätze des Humanismus sind unter anderem:

- Die Würde des Menschen ist unantastbar.
- Toleranz. Die Grenzen sind dort, wo man es mit Intoleranz und Verletzung der Menschenrechte zu tun hat.
- Demokratie
- Solidarität
- Frieden
- Gleichberechtigung der Geschlechter
- Recht und Pflicht des Menschen zur Selbstbestimmung
- Gegen Dogmatismus und absolute Wahrheiten
- Friedlicher Austausch von Ideen

- Anerkennung der Begrenztheit unseres Wissens
- Bejahung der Wissenschaft, die an ethische Kriterien geknüpft werden muss.
- Die Welt in ihrer Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit erleben. Die Vielfalt als Bereicherung des Lebens ansehen.
- Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen
- Die Freiheit, zwischen verschiedenen Lebensauffassungen wählen zu können.
- Leid wird nicht als sinnstiftend angesehen. Ziel ist die Minimierung von Leid und die Vermehrung von Glück.

Alles in allem haben wir erneut einen Riesenbrocken vor uns, der uns aber nicht verwirren, sondern erhellen soll, denn wir begegnen hierbei uns selbst.

Der Mensch als solcher wird in der Philosophie unter dem Begriff der Anthropologie geführt, will man ihn hinreichend untersuchen – auch eben mental, spirituell oder eben geistig.

Anthropologie (von gr. anthropos = Mensch) ist die Wissenschaft vom Menschen, besonders aus Sicht der Biologie, der Philosophie, der Pädagogik, der Sozial- und Kulturwissenschaften und der Theologie. Philosophische Anthropologie versucht fachübergreifend Wesentliches über den Menschen und seine Beziehung zur Welt auszusagen.

Am Beginn der Kulturentwicklung, als die Menschen dazu übergingen, Belebtes und Unbelebtes zu unterscheiden, da unterschieden sie anfänglich noch nicht zwischen Menschen, Tieren und Pflanzen.

*»Dass der Mensch das edelste Geschöpf sei, lässt sich auch schon daraus abnehmen, dass es ihm noch kein anderes Geschöpf widersprochen hat.«* Georg Christoph Lichtenberg

Menschliches Fühlen und Verhalten geht aus einem Ursachengeflecht hervor. Es gibt verschiedene Schichten des Menschen, die zeitlich nacheinander entstehen und zum Teil Fundament für andere Schichten sind.

Den Menschen nur als biotisches Wesen zu sehen, würde sein Wesen verfehlen. Aber seine Natur zu ignorieren, würde sein Wesen ebenso verfehlen. Die Natur ist die unterste Schicht, auf der alle anderen Schichten aufbauen, ohne die es die anderen Schichten nicht geben würde. Wie sollte ein Mensch im Verlaufe seiner Sozialisation eine psychische Struktur herausbilden, wenn es nicht das natürliche Organ Gehirn gäbe? Ohne Physis keine Psyche. Wie sollte der Mensch ein gesellschaftliches Wesen sein können, hätte er nicht einen natürlichen Körper? Wie sollte er Vernunft herausbilden können, hätte er kein Gehirn?

Es gibt eine ständige Wechselwirkung zwischen den vier Schichten. Die Natur des Menschen aber ist die Basis, auf der die anderen Schichten aufbauen und wenn sich an der Basis etwas ändert, dann wird das Auswirkungen haben, auf die auf dieser Basis aufbauenden Schichten.

Jede dieser vier Schichten ist selbst wieder hochkomplex.

Der Menschen ist ein ambivalentes Wesen. Einerseits ist der Mensch ein soziales Wesen, das Mitleid und Verantwortungsgefühl für Andere, für die Gemeinschaft empfinden kann. Andererseits ist er egoistisch. Das hat

seine Ursache aus meiner Sicht darin, dass er einerseits in solidarischen Gruppen (Herden) Mensch wurde, andererseits innerhalb dieser Gruppen eine Rangordnung existierte. Gruppen, in denen ein großes Gemeinschaftsgefühl vorhanden war, eine effektive Zusammenarbeit und gegenseitige Hilfe, hatten tendenziell eine höhere Überlebenschance, als Gruppen, in denen diese Verhaltensweisen weniger stark ausgeprägt waren. Und der einzelne Mensch hatte innerhalb seiner Gruppe die größte Wahrscheinlichkeit zu überleben und sich fortzupflanzen, wenn er sich innerhalb der Gruppe egoistisch benahm, in der Rangordnung möglichst weit oben stand.

Der Mensch kann als bewusstes, mit Vernunft, mit Erkenntnisvermögen ausgestattetes Wesen das Ursachengeflecht erkennen, aus dem sein Fühlen und Verhalten hervorgeht. Diese Erkenntnis geht dann ins Ursachengeflecht ein, wird bzw. kann Ursache für anderes Fühlen und Verhalten sein. Der Mensch kann sich ganz bewusst gegen bestimmte Verhaltensweisen entscheiden, sich selbst erziehen, das Ursachengeflecht, aus dem sein Fühlen und Verhalten hervorgeht, (zum Teil jedenfalls) bewusst, absichtlich ändern. Er kann z. B. den Wissenserwerb über das Fortpflanzungs- und Aufstiegsstreben steuern. Menschen, denen das gelingt, haben sich (zum Teil) über ihre Natur erhoben.

Der Mensch kann sich auch dazu entscheiden, bewusst seine Selbstevolution zu betreiben, in dem er seinen Nachwuchs genetisch optimieren lässt.

...und was wir als Menschen noch können könnten, kann jeder aus seiner eigenen Biographie noch zusätzlich ergänzen.

...und irgendwie habe ich – und vielleicht geht es Ihnen auch so – das Gefühl, als ob wir noch viel, viel mehr übersehen, was wesentlich und somit nützlich für uns sein könnte, denn die Natur des Menschen komplett zu erklären, so das sie begriffen werden kann, muss weit-sichtig auch das erkennen, was nicht so offensichtlich ist. Aber wir haben ja auch noch ein paar weitere weiße Seiten sowie einiges an Zeit, die wir in unser Projekt investieren können.

Also: voran!

...ins nächste Kapitel.

## **Kapitel 5: Was noch hinzukommt...**

Nun, hier stehen wir jetzt, im letzten wirklichen Kapitel dieses Buches – das nächste ist nur so eine Schlussbemerkung, ein Fazit, ein Epilog – wobei „nur“ es auch nicht richtig trifft, denn es ist schon lesenswert, finde zumindest ich.

Lassen Sie uns hier also damit beginnen, dass wir stichpunktartig zusammenfassen, was wir bisher zu wissen meinen: Fragen wir also zu aller erst: was sind die Naturanlagen und Bestimmungen von Menschen?

...und gehen direkt über zu der Frage: was ist Natur?

Hypothese 1: Natur ist alles, was existiert. Weiterer Sinn von Natur. Fast alles gehört zur Natur. Es gibt keinen Unterschied zwischen unseren Schöpfungen und denen von Tieren. Wir sind komplexe Tiere mit komplexen Werkzeugen.

Hypothese 2: Kunst (Gegenteil von Natur) ist alles, was die Menschen geschöpft oder gebaut haben. Tiere haben einen anderen Status als Menschen.

Neue Fragen: was unterscheidet Menschen von Tieren und seit wann in der Evolution sind wir Menschen?

### Naturanlagen von Menschen:

- Eigenes Überleben
- Leben in einer Gruppe oder/und Gesellschaft
- Wahl der einfachsten Lösung
- Bedarf an einem Privatbesitz / Territorium
- Bedarf an Kommunikation (psychologisch)
- Gedanken

- Bewusstsein
- Emotionen
- (Bedarf an) Geistigkeit
- Seele (immaterieller Teil des Menschen)
- Kunst und Musik (nur Naturanlagen nach der ersten Hypothese)

### Bestimmungen von Menschen:

- Streben nach Glück
- Soziale Entfaltung
- Körperliche Entfaltung
- Mentale Entfaltung
- Freiheit
- Gerechtigkeit
- Suche nach dem idealen Zustand nach unserer Geistigkeit oder Religion
- Eigene Bedeutungen

### Entwicklung:

#### *Entwicklung als Individuum:*

- Körperliche Entwicklung = Wachstum
- Geistige Entwicklung: Wir benutzen unsere Intelligenz um unsere Naturanlagen zu erreichen.

#### *Entwicklung als Gattung:*

- Biologische Entwicklung = Evolution
- Entwickelt sich unsere "Seele"/ Intelligenz mit jeder Generation?

#### *Hypothese: Wir vererben nur neue Informationen.*

- Nicht automatisch (biologisch)
- Entdeckungen die nächste Generation greift auf mehr Informationen zu.

### Entwicklung der Wissenschaften:

- Naturanlagen  $\neq$  Naturinstinkt
- “Alle Naturanlagen eines Geschöpfes sind bestimmt, sich einmal vollständig und zweckmäßig auszuwickeln.”
- Beweis: Etwas, das sein Zweck nicht erreicht ist ein Widerspruch in der teleologischen Naturlehre.
- Naturanlagen des Menschen: Seine Vernunft perfekt zu entwickeln

### Bestimmung des Menschen:

Wir erreichen unsere Naturanlagen durch Übung und Unterricht.

Dafür müssen wir:

- Entweder unendlich lange leben. unmöglich
- Oder unsere Aufklärung zum nächsten Generation überliefern.

### Entwicklung, Gattung und Individuum

- Gattung = Gesamtheit der Menschen
- Individuum = ein einziger Mensch aus der Gattung

Als Individuum können wir unsere Naturanlage nicht erreichen.

Keine Entwicklung.

Die Vernunft ist besser entwickelt bei jeder Generation.

STOP!

So wird das nichts!

Nochmal!

Dieses Mal gehen wir anders vor; wir schauen uns die negative Seite des Menschen an.

Menschliches Fühlen und Verhalten geht aus mindestens fünf analytisch trennbaren Komponenten hervor:

- Seine Natur
- Seine Sozialisation
- Seine Psyche (Bewusstsein und Unbewusstsein)
  - Die Inhalte der Psyche sind zu großen Teilen entweder durch unsere Natur oder durch unsere Sozialisation bedingt. Aber in der Psyche finden auch Entwicklungen statt, so dasneue, von der Psyche selbst hervorgebrachte Inhalte entstehen. (Auch die Lebensumstände und Vernunft und Willensfreiheit haben hier eine Bedeutung, wenn auch nicht eine so große wie die Natur und die Sozialisation. Man darf nicht vergessen, dass man in der Analyse etwas trennt, das in der Wirklichkeit eine Einheit bildet bzw. eng verwoben ist.
- Seine Lebensumstände
- Seine Vernunft und Willensfreiheit

Wer eine dieser fünf Komponenten vernachlässigt, hat ein unvollständiges Menschenbild.

Nun ist es so, dass viele Menschen von der Natur des Menschen eine zu positive Vorstellung haben und/oder bei der Entwicklung politischer Strategien die Natur des

Menschen als eine zu vernachlässigende Größe ansehen. Ich fühle mich deshalb dazu veranlasst, einmal auf einige negative Aspekte des Menschen hinzuweisen. Nicht weil ich nun ein einseitig negatives Bild vom Menschen zeichnen will, sondern weil ein einseitig positives Menschenbild zu persönlichen wie politisch/gesellschaftlichen Strategien führen kann, die von vornherein zum Scheitern verurteilt sind.

Das Programm, nach dem der Mensch funktioniert, ist, was seine natürliche Seite anbetrifft, über Jahrmillionen hinweg von der Natur »geschrieben« worden und in unseren Genen abgespeichert. Unsere menschlichen und tierischen Vorfahren unterlagen über zig Millionen Jahre hinweg den Evolutionsgesetzen. In dieser Zeit mussten sich mit Notwendigkeit bestimmte Eigenschaften und Verhaltensweisen herausbilden, die früher für das Überleben des Einzelnen wie der Gattung notwendig waren, heute dagegen, zumindest zum Teil, dem Überleben der menschlichen Gattung eher entgegenstehen.

*Exkurs:* Die Entwicklung vom Tier zum Menschen.

Die Entwicklung vom Tier zum Menschen ist im Wesentlichen an Hand von Knochenfunden erforscht. Zahlen sind ungefähre Schätzungen. Bei jedem Urzeitforscher kann man etwas Anderes lesen bzw. hören.

Das Alter der Erde wird nach geologischen Formationen bezeichnet. Im 4. Abschnitt des Tertiär, dem Miozän, vor ca. 25–14 Mio. Jahren (die Saurier waren seit ca. 40 Mio. Jahren ausgestorben), entwickelten sich aus waldbewohnenden Großaffen vor ca. 20 Mio. Jahren der Dryopithecus.

Im 5. Abschnitt des Tertiär, dem Pliozän (vor ca. 12–2,8 Mio. Jahren) entwickelte sich aus dem Dryopithecus vor ca. 8 Mio. Jahren der Ramapithecus. Dieser stand dem Affen noch deutlich näher als dem Menschen, zeigte aber bereits anatomische Merkmale, die vom Affen wegführten. Aus der Zeit vor ca. 8–4 Mio. Jahren gibt es bisher keine Fossilienfunde. Vor ca. 4 Mio. Jahren lebten zwei Ramapithecus Nachfahren: Der Australopithecus, der dem Affen näherstand und der Homo habilis, der dem Menschen schon viel ähnlicher war und von vielen Forschern schon dem Menschen zugerechnet wird.

Vor ca. 2–1,5 Mio. Jahren entstand der Homo erectus, der bereits zu den Menschen gerechnet wird. Er stammte wahrscheinlich vom Homo habilis ab, vielleicht aber auch vom Australopithecus.

Als Übergangszeit zwischen Tier und Mensch wird die Zeit zwischen 25–1,5 Mio. Jahren vor unserer Zeitrechnung angegeben. Sie umfasste ca. 600.000 Generationen.

Vor ca. 30.000 Jahren entstanden die drei Rassen der Weißen, Gelben und Schwarzen. Seitdem hat sich die Menschheit wahrscheinlich genetisch nicht mehr verändert.

Wenn wir erfahren wollen, wie unsere tierischen und steinzeitlichen Vorfahren lebten, wie sie fühlten und sich verhielten, dann gibt es, wie ich es sehe, vier Quellen, aus denen wir Erkenntnisse schöpfen können:

- Die Beobachtung von Herdentieren, besonders der uns nächsten Verwandten im Tierreich, den

Affen, unter ihnen besonders der Schimpansen, da sie uns genetisch am nächsten stehen.

- Die Beobachtung von Naturvölkern, die sich zum Teil noch auf der Stufe der Steinzeit befinden. (Und Beschreibungen von Naturvölkern aus früheren Zeiten.)
- Die Beobachtung des modernen neuzeitlichen Menschen und Rückschlüsse hieraus, wie sich die Menschen früherer Zeiten, die sich genetisch nicht bzw. nicht stark von den heutigen unterschieden, unter den damaligen Umständen wahrscheinlich verhalten haben.
- Die Ergebnisse solcher Forschungen müssen mit Vorsicht genossen werden. Es handelt sich bei ihnen um mehr oder weniger plausible Hypothesen. Eines möchte ich aber mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit sagen: Den »Edlen Wilden« Rousseaus hat es so wenig gegeben wie die »Urgesellschaft« von Marx und Engels.

Eigentum ist keine Erfindung der Menschen als sie die Urgesellschaft verließen. Eigentum gibt es schon im Tierreich und ist schon dort häufig Voraussetzung für das Überleben des einzelnen Tieres wie der Gattung. In dem Moment, wo ein Tier (oder eine Gruppe von Tieren) mit Erfolg sein Territorium gegen einen Konkurrenten der eigenen oder einer fremden Art verteidigt, in dem Moment, wo ein Männchen mit Erfolg sein Weibchen bzw. seinen Harem verteidigt, in dem Moment gibt es Eigentum. Dafür sind keine Gesetzeswerke notwendig. Eigentum ist in seinem Kern nichts anderes als die Macht über etwas exklusiv verfügen zu können. Mir ist wiederholt entgegnet worden, dass es im Tierreich kein Eigentum gebe, sondern lediglich »Besitz«. Eigentum sei juristisch garantierter Besitz und davon könne

im Tierreich ja keine Rede sein. Dies ist aber nur ein Streit um Wörter, nicht um den Inhalt der Aussage. Mir ging es darum illusionären Vorstellungen über angebliche Idealzustände in der Natur und in der Frühzeit der Menschheit entgegenzutreten. In diesem Zusammenhang spielt es keine Rolle, ob man von Eigentum oder Besitz spricht. In einer juristischen oder politischen Abhandlung müsste man diese Begriffe unterscheiden.

Auch Herrschaft ist keine Erfindung der Menschen als sie die Urgesellschaft verließen. Herrschaft gibt es bereits im Tierreich, und zwar in dem Moment, wo sich ein Herdentier dem Leittier unterwirft.

Ebenso gibt es soziale Ungleichheit schon unter den Herdentieren und zwar in dem Moment, wo es in der Herde eine Rangordnung gibt. Die höherrangigen Tiere haben die besten Futterplätze, bzw. die niederrangigen dürfen überhaupt erst fressen, wenn die höherrangigen satt sind. Die höherrangigen Männchen pflanzen sich fort, die niederrangigen nicht, weil sie im Kampf um die Weibchen unterliegen.

Damit gibt es auch Aufstiegsstreben, Karrierismus bereits im Tierreich und ist dort häufig Voraussetzung für Überleben und Fortpflanzung. Und da sich in der Regel immer die fortgepflanzten, denen es gelang in die Spitzengruppe zu kommen, musste sich ein solches Verhalten im Verlaufe von hunderttausenden oder Millionen von Generationen mit Notwendigkeit in den Individuen anhäufen.

Egoismus gibt es schon im Tierreich. Ein Wesen, das sich selbst nicht für wichtiger nimmt als seine Mit-Wesen hat eine geringere Überlebenschance und damit auch eine geringere Chance sich fortzupflanzen und

diese Eigenschaft an die nächste Generation weiterzugeben.

Fremdenfeindlichkeit gibt es schon im Tierreich. Die Mitglieder einer Gruppe, die die Angehörigen anderer Gruppen hassen, vertreiben oder töten haben eine höhere Überlebenschance als die Mitglieder von Gruppen, die diese Eigenschaft nicht haben. Fremdenfeindlichkeit, sprich Gruppenegoismus, ist wie der individuelle Egoismus im Tierreich häufig Voraussetzung für Überleben.

Wenn ich an einem Samstagnachmittag spazieren gehe und fast nur noch Türken auf den Straßen sehe, dann erwacht in mir der Fremdenhass der Barbaren. Dann fühle ich mich unwohl. Und ähnlich ergeht es vielleicht einem Türken, der in einem Touristengebiet am Mittelmeer lebt und dort fast nur noch Deutsche am Strand liegen sieht.

Wenn deutschstämmige Menschen aus Russland nach Deutschland einwandern, nennt man sie hier »Russen«. Dort werden sie, oft abfällig, »Deutsche« genannt. Wenn türkischstämmige Menschen, die in Deutschland geboren sind, die Türkei besuchen, nennt man sie dort »Deutsche«. Hier nennt man sie, auch oft abfällig, »Türken«.

Wenn man solches Fühlen und Verhalten ablehnt und ändern will, muss man sich über die Ursachen im Klaren sein. Es geht hier nicht einfach nur um schlechte Erziehung oder verkehrte politische Auffassungen. In unseren Genen liegt die Ursache. Und wenn wir uns anders fühlen und uns anders verhalten, dann ist dies eine Kulturleistung, dann haben wir uns über unsere Natur erhoben.

Kinder spielen mit anderen Kinder, auch wenn diese eine andere Hautfarbe haben oder sich ansonsten in ihrem allgemeinen Aussehen von den anderen Kindern unterscheiden. Fremdenfeindlichkeit kommt erst in der Jugendzeit auf und dann auch noch bei Jungen häufiger als bei Mädchen. Die Jungen wurden nämlich ab einem bestimmten Alter dazu herangezogen, die Nahrungsmittel für die Gruppe zu beschaffen, für ihr Überleben zu sorgen. Junge Männer, die stark fremdenfeindlich eingestellt sind, zeigen damit, dass sie in einem starken Maße von ihrer Natur geleitet werden und weniger von Kultur und Vernunft.

Weitere Eigenschaften, die sich im Verlaufe der Evolution mit Notwendigkeit herausbilden mussten: Todesangst. Ein Lebewesen, das seine Vernichtung panikartig fürchtet und alles daransetzt dieser Vernichtung zu entgehen, hat eine größere Chance zu überleben und diese Eigenschaft an die nächste Generation weiterzugeben als ein Lebewesen, das seine Vernichtung nicht in diesem Maße fürchtet. Todesangst hat in der Natur eine fürs Überleben notwendige Funktion. Aber vernünftig ist sie nicht. Für den heutigen Menschen ist sie meistens nur noch eine Qual.

Ekel vor Kot, Verfaultem, Verschimmeltem, Stinkigem etc. Unsere Vorfahren wussten nicht, dass die Aufnahme solcher Dinge für sie lebensbedrohlich sind. Deshalb hatten diejenigen eine höhere Überlebenschance, die einen natürlichen Ekel dagegen besaßen.

Wenn ein Schimpanse ein Weibchen erobert, das ein Junges hat, dann beißt er das Junge tot, weil die Schimpansin nur dann zur erneuten Paarung bereit ist.

Große Affen fressen kleine Affen und die kleinen Affen sterben, während sie gefressen werden. Und wenn sie allzu sehr herumzappeln, bricht man ihnen die Knochen, damit sie stillhalten, während man sie frisst.

Von dort kommen wir! Das sind unsere Wurzeln! Es gibt in der Natur keine Humanität, kein Mitleid. Man kann den Tieren auch gar keinen Vorwurf daraus machen. Sonst könnte man auch einem Stein einen Vorwurf machen, wenn er einem auf den Fuß fällt. Die Tiere folgen ihren Instinkten. Das Leid anderer nehmen sie überhaupt nicht zur Kenntnis, es sei denn, es handelt sich um den eigenen Nachwuchs und, bei höher entwickelten Herdentieren, um Mitglieder der eigenen Gruppe. Auch dies ist naturnotwendig. Eine Gattung, die ihren Nachwuchs nicht selbstlos aufzieht und ihn nicht sogar unter Einsatz des eigenen Lebens schützt, würde nicht bestehen bleiben, bzw. sich gar nicht erst entwickeln. Eine Herde von Tieren, die sich untereinander helfen, hat eine höhere Überlebenschance, als eine Gruppe von Tieren, die dies nicht macht.

Darauf hat erstmalig aus biologischer Sicht Peter Kropotkin hingewiesen.

Und hier sieht man eine Entwicklung die zum Menschen hinführt.

Bei Naturvölkern kann man beobachten, dass es innerhalb der Gruppe, innerhalb des Stammes einen sehr starken Zusammenhalt, ein hohes Maß an Solidarität, an gegenseitiger Opferbereitschaft gibt (was nicht ausschließt, dass sie eine Rangordnung, Häuptlinge und unterschiedliche Privilegien haben), aber die Mitglieder des Nachbarstammes haben kein Lebensrecht. Menschen aus anderen Gruppen werden nicht nur aus dem

eigenen Territorium verjagt oder totgeschlagen, nein, häufig fängt man sie ein, um sie am Abend am Lagerfeuer zur Unterhaltung der eigenen Stammesangehörigen totzufoltern, egal ob Mann, Frau oder Kind. Mitgefühl existiert nur für die Mitglieder des eigenen Stammes, der eigenen Familie. Fremden schlägt man die Köpfe ab und macht Schrumpfköpfe daraus.

Als die Menschen die Steinzeit verließen und die ersten Kulturen und Hochkulturen gründeten, da nahmen sie bestimmte Verhaltensweisen mit. Die Azteken rissen hunderttausenden ihrer Kriegsgefangenen bei lebendigem Leibe die Herzen aus den Körpern und tarnten diese Aktionen als religiöse Akte. Die Römer versammelten sich zu Zehntausenden um zuzuschauen, wie Menschen anderer Völker von wilden Tieren zerfleischt wurden.

Von dort kommen wir! Das sind unsere Wurzeln! Die Griechen, hochgeschätzt als Begründer der abendländischen Kultur, haben bei der Gründung ihrer Kolonien die dort ansässigen Menschen massenhaft entweder ermordet oder versklavt. Nichts anderes haben die Europäer in den letzten Jahrhunderten gemacht bei der Eroberung ihrer Kolonien oder bei der Besiedelung des amerikanischen Kontinents. Bis in unsere Zeit, über die Massenmorde an den Armenier und an den Juden, zu den Massenmorden in Kambodscha und Ruanda zieht sich ein blutiger Faden durch die Geschichte der Menschheit. Dass der Mensch Mörder, Massenmörder, Völkermörder sein kann, ist nicht eine Pervertierung seines Wesens. Das ist eine Seite seines Wesens. Mord ist überhaupt nichts unmenschliches. Mord ist leider etwas sehr Menschliches.

Es gibt auch die positive Seite des Menschen. Der

Mensch ist auch zu Mitleid, zu Hilfsbereitschaft, zu Solidarität fähig. Der Mensch kann den Wunsch nach allgemeiner Harmonie entwickeln. Das ist auch eine Seite seines Wesens. Anders ließe sich ja überhaupt nicht erklären, warum über die Jahrtausende hinweg immer wieder sowohl einzelne Menschen als auch Menschengruppen, religiöse oder politische Bewegungen, aufkamen, die die Welt verbessern und oft gleich das Paradies auf Erden errichten wollten. Der Mensch ist ein ambivalentes Wesen. Und an dieser Ambivalenz sind bisher alle gescheitert, die entweder das Paradies auf Erden oder umgekehrt den knallharten Egoismus oder Gruppenegoismus (Nationalismus) gepredigt und/oder praktiziert haben. (Gesellschaftliche Verhältnisse, wie sie z. B. Nietzsche propagierte, sind ebenso wenig realisierbar wie die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Marx vorschwebten.)

Wer aus dem, was ich über unsere tierischen und steinzeitlichen Vorfahren geschrieben habe, nun aber den Schluss zieht, all die hier beschriebenen Eigenschaften und Verhaltensweisen gerechtfertigt zu sehen und auch in unserer heutigen Zeit ein ähnliches Verhalten der Menschen für angebracht hält, der reduziert den Menschen auf ein Tier oder auf einen Barbaren. Der Mensch ist Natur und es ist ein großer Fehler, dies zu ignorieren oder eine zu positive Vorstellung von dieser Natur zu haben. Aber der Mensch ist auch Kultur. Der Mensch ist auch Vernunft. Wer den Menschen auf seine Natur reduzieren will, ist ein Feind des Menschen, ist ein Feind der Kultur, der Zivilisation, der Vernunft.

Aber Kultur und Vernunft sind nicht ein für alle Mal gesichert, wenn sie sich einmal entwickelt haben. Kulturwesen und Vernunftwesen kann der Mensch sein, Naturwesen ist er auf jeden Fall. Kulturell erworbenes

kann wieder verloren gehen, solange der Mensch genetisch das bleibt, was er seit ca. 30.000 Jahren ist.

Ich habe vor Jahren das ehemalige KZ Buchenwald besucht. Ich erinnere mich, dass sie uns dort Lampenschirme gezeigt haben, die aus menschlicher Haut gefertigt waren. SS-Leute hatten dort ermordeten Jüdinnen die Haut abgezogen und Lampenschirme daraus gefertigt, auf denen noch die Brustwarzen zu sehen waren. Wenn man heute in KZ-Gedenkstätten oder in Filmen solche Dinge sieht, dann stehen viele Menschen solchen Verhaltensweisen fassungslos gegenüber und fragen sich, wie Menschen zu solchen Abscheulichkeiten fähig sind. Aber unerklärlich ist dies nur für die Menschen, die ein zu positives Menschenbild haben. Die Menschen können so sein und sie haben das in den vergangenen Jahrtausenden immer wieder gezeigt.

Die SS-Leute, die diese abscheulichen Dinge getan haben, waren mit ihrem Verhalten auf das Niveau früherer Entwicklungsstufen der Menschheit zurückgefallen. Im Prinzip haben sie nichts Anderes gemacht als ein Indianer, der einem getötetem Feind den Skalp abzieht, oder als die Normannen, die nach siegreicher Schlacht ihr Met aus den Schädeln erschlagener Feinde tranken. Die Ideologie und das Verhalten der Nazis war nicht nur in diesem Punkt ein Rückfall weit hinter die Neuzeit in barbarisches, antikes und mittelalterliches. Die SS-Leute waren in die Neuzeit und in ein Kulturvolk hineingeboren, haben sich aber wie Barbaren benommen. Das besonders Schlimme war aber nun, dass die Nazis Verhaltensweisen früherer Entwicklungsstufen der Menschheit verbanden mit den technischen und organisatorischen Möglichkeiten der Neuzeit. Was dabei herauskam, war noch um einiges barbarischer, als es die Barbaren selbst bewerkstelligen konnten.

Es wird auch des Öfteren gesagt, dass man gerade von den Deutschen, diesem großen Kulturvolk der Dichter und Denker, ein solches Verhalten am wenigsten erwartet hätte. Aber der neugeborene Deutsche hat ja Goethe und Beethoven nicht in seinen Genen abgespeichert. Es ist ja eben nicht so, wie der stalinistische Biologe Lysenko behauptete, dass kulturell Erworbenes in die Erbmasse eingeht und den kommenden Generationen angeboren sein wird. (So etwas passiert, wenn überhaupt, erst nach Zehntausenden von Generationen.)

Der neugeborene Mensch von heute hat die gleiche genetische Ausstattung, wie sie schon die Menschen der jüngeren Steinzeit hatten. Der Mensch des Faustkeils war, genetisch betrachtet, der gleiche, wie der Mensch der Atombombe. Inzwischen ist ein Verweis auf die Epigenetik angebracht...

...doch das würde zu weit führen in dem, was wir uns hier vorgenommen haben.

So gehen wir nun – mehr oder weniger zufriedengestellt – weiter in die Schlussbemerkung, in der ich Ihnen noch einen würdigen Abschluss meiner Gedanken mitteilen will.

Dann folgen Sie mir nun bitte in den letzten Abschnitt.

## Schlussbemerkung

Eigentlich wollte ich dieses Schlusswort damit beginnen, aus dem eigenen Nähkästchen zu berichten, persönliche Erfahrungen hier mit einfließen lassen und zusammenfassend meine subjektive Meinung zum Thema hier präsentieren; anstatt dessen möchte ich mit einem Liedtext aufwarten, den ich kürzlich im Internet fand:

„Natur des Menschen

[Intro]

*Denn wovon lebt der Mensch?*

[Hook]

*Ich seh klar seit dem Moment der Erkenntnis  
Selbstzerstörung, Verschwörung, Zweifel und Bedenken  
Die Sehnsucht nach Perfektion, das Kämpfen mit Ängsten  
Versteh, was bis jetzt geschehn ist das die Natur des Menschen*

[Vers 1]

*Ich seh in dein Gesicht, wenn du glücklich bist  
Erkenne deine Trauer, ohne dass du mit mir sprichst  
Bist du von Wut zerfressen, krieg ich das sicherlich mit  
Woran es liegt, dass man dir Stolz ansieht, verstehe ich nicht  
Ob ich will oder nicht, wenn man mich kränkt bin ich beleidigt  
Und in die Ecke gedrängt hab ich mich schon immer verteidigt  
Sag ich mal, was du tust, ist mir das echt peinlich  
Es gibt nur zwei, drei Dinge, die tu ich nur heimlich*

[Hook]

*Ich seh klar seit dem Moment der Erkenntnis  
Selbstzerstörung, Verschwörung, Zweifel und Bedenken  
Die Sehnsucht nach Perfektion, das Kämpfen mit Ängsten  
Versteh, was bis jetzt geschehn ist das die Natur des Menschen*

[Vers 2]

*Wir schein sich nicht gesehen, der Natur überlegen  
Kein andres Wesen würde solche Sünden begeben  
Sich selbst und Dingen, die es umgeben, den Lebensraum zu nehmen  
Die Erde soll von Vielfalt leben, wir planieren den Planeten  
Ganz bewusst übersäen wir Mutter Brust mit Narben  
Dringen ins Herz der Wildnis vor, um dort den Müll abzuladen  
Verrauchte grüne Lunge, wir schneiden sie raus  
Was aus den Augen aus dem Sinn ist findet, wer tief genug glaubt  
Ich will nichts negativ sehen, aber so sieht es doch aus  
Wir bieten mittlerweile mehr als nur unsere Seelen zum Verkauf  
Babylons Turm ist gebaut, Atlantis taucht auf  
Ich verzichte gerne darauf, weil ich das ehrlich nicht brauch*

[Hook]

*Denn ich seh klar seit dem Moment der Erkenntnis  
Selbstzerstörung, Verschwörung, Zweifel und Bedenken  
Die Sehnsucht nach Perfektion, das Kämpfen mit Ängsten  
Versteh, was bis jetzt geschehn ist das die Natur des Menschen*

[Vers 3]

*Systematisch abgestumpft, Gefühle versumpft  
Ausdruck und Vernunft war niemals Sinn der Kunst  
Nicht festzuhalten, magische Momente  
Bewusstsein, im Kampf mit den Elementen  
Der Geist ruft Endzeitvisionen auf vom Atompilz  
Bis hin zu verölten Stränden  
Wo wird der Wahnsinn enden?  
Das Schicksal der Zukunft liegt nicht in Menschenhänden*

[Hook 2x]

*Denn ich seh klar seit dem Moment der Erkenntnis  
Selbstzerstörung, Verschwörung, Zweifel und Bedenken  
Die Sehnsucht nach Perfektion, das Kämpfen mit Ängsten  
Versteh, was bis jetzt geschehn ist das die Natur des Menschen*

[*Outro 3x*]

*Ich weiß, dass Erkenntnis hart sein kann“*

Auch, wenn in dem Liedtext die ein oder andere grammatikalische „Herausforderung“ drinsteckt, so ist er doch inhaltlich sehr bemerkenswert, geht er doch auf fast wirklich alle Elemente der Natur des Menschen ein und setzt sie in ein heutiges Licht der Jugend, der wir demnächst diesen Planeten überlassen werden.

Also nochmal, ganz kurz:

Die Natur des Menschen

- Wovon lebt der Mensch?
- klarsehen
- Moment der Erkenntnis
- Selbstzerstörung
- Verschwörung
- Zweifel
- Bedenken
- Sehnsucht nach Perfektion
- Kämpfen mit Ängsten
- verstehen, was bis jetzt geschehn

Schade eigentlich, dass kaum Schönes in den Worten des jungen Menschen liegt, aber so ist das nun mal:

jede Generation legt seine eigenen Schwerpunkte auf das Verstehen des Lebens – und dieses hier sollen nun meine letzten Worte sein (welche allerdings auch nicht wirklich von mir sind):

*Lästert nicht die Zeit, die reine!*

*Schmäht ihr sie, so schmäht ihr euch;*

*Denn es ist die Zeit dem weißen,  
Unbeschriebnen Blatte gleich,  
Das Papier ist ohne Makel,  
Doch die Schrift darauf gebt ihr!  
Ist die Schrift just nicht erbaulich,  
Nun, was kann das Blatt dafür?*

Anastasius Grün